JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN

MITTEILUNGSBLATT DES LANDESVERBANDES ISRAELITISCHER KULTUSGEMEINDEN IN BAYERN

36. JAHRGANG / NR. 145 ראש השנה תשפ"ב 3. SEPTEMBER 2021

Der Landesverband
Israelitischer Kultusgemeinden in Bayern
wünscht

zum Neujahrsfest 5782

dem Staat Israel,
seiner diplomatischen Vertretung in der Bundesrepublik,
der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland,
den Rabbinern und
allen Mitgliedern der Gemeinden
ein gesundes Jahr voll Frieden und Segen!

Dr. Josef Schuster
Präsident

Ilse Danziger
Vizepräsidentin

Anna Zisler
Vizepräsidentin

Karin Offman
Geschäftsführerin

STOLPERSTEINE FRANKENWINHEIM

BERTHA FRIEDMANN
GEB. KAUFMANN
JG. 1890
DEPORTIERT 1942
KRASNYSTAW
ERMORDET

HANNCHEN DURMANN
GEB. KOLB
JG. 1893
VERHAFTET 31.3.1938
1938 RAVENSBRÜCK
‚VERLEGT' 4.5.1942
ERMORDET 4.5.1942

BIANKA MARIA
FRIESS
JG. 1915
VERHAFTET 15.1.1938
GEFÄNGNIS SCHWEINFURT
1940 RAVENSBRÜCK
ERMORDET 11.6.1942

Unser Titelbild: Kalenderblatt aus: Durch das jüdische Jahr mit Friedel Stern. Hentrich & Hentrich Kalender 2021/2022 | 5782/5783, Leipzig / Friedel Stern Collection of the Israeli Cartoon Museum, Holon.

Bilder Rückseite: Nr. 1: „Straße der Menschenrechte" in Nürnberg, von Dani Karavan, © Florian Trykowski, Stadt Nürnberg. **Nr. 2:** „Ort der Begegnung-Misrach" in Regensburg, von Dani Karavan, © Peter Ferstl, Stadt Regensburg. **Nr. 3:** Dani Karavans Kunstwerk „Tzafon" vor dem Landtag in Düsseldorf. © Landtag NRW/Bernd Schälte. **Nr. 4:** Hotel Silber in Stuttgart, © Daniel Stauch, HDGBW. **Nr. 5:** Performance herz-klang zu „Nachhall" in Würzburg, © Nathalie Jäger, JSZ. **Nr. 6:** Feierliches Gelöbnis, Berlin, © Sebastian Wilke, Bundeswehr.

EDITORIAL

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

wahrscheinlich wird nach Rosch Haschana der neue Staatsvertrag zwischen dem Landesverband Israelitischer Kultusgemeinden in Bayern, der Gemeinde in München und der Bayerischen Staatsregierung unterzeichnet werden. Damit soll die finanzielle Ausstattung unserer Gemeinden angepasst und wesentlich verbessert werden. Das ist unbedingt notwendig, denn bei der Sicherheit der Gemeinden sind personelle Verbesserungen notwendig. Mit den neuen Geldern können die Gemeinden die aktuellen Herausforderungen gerade im Bereich der Sicherheit besser meistern. Dafür sind wir der Bayerischen Staatsregierung sehr verbunden und danken herzlich.

Am 4. August waren wir mit unserer Präsidiumssitzung Gast der Israelitischen Kultusgemeinde Bayreuth. Dort konnten wir auch die neue Mikwe besichtigen. Von dem sehr gelungenen Ritual-Bad und der renovierten Synagoge waren wir alle beeindruckt. Weitere Bauprojekte sind noch in Planung, zum Beispiel auch in Augsburg. In der Regel können diese Baumaßnahmen nicht ohne finanzielle Unterstützung der Bayerischen Staatsregierung realisiert werden. Ich möchte gerne an dieser Stelle auch als Präsident des Landesverbandes die Dankbarkeit der bayerisch-jüdischen Gemeinden zum Ausdruck bringen.

Unbedingt erinnern möchte ich noch an Mordechai Ansbacher, der im Frühjahr in

Israel verstarb. Ich kannte ihn schon in meiner Kindheit als gern gesehenen Gast im Hause meiner Eltern. Dr. Ansbacher war Würzburger, geboren 1927 in der unterfränkischen Metropole, wo er auch die Jüdische Schule besuchte. Die Nazis deportierten den 15-Jährigen 1942 nach Theresienstadt, später nach Auschwitz und Dachau.
Dr. Ansbacher überlebte und wanderte nach Palästina aus, wo er zunächst im Unabhängigkeitskrieg 1948 als israelischer Soldat für seine neue Heimat kämpfte. Später wurde der religiöse Jude und Historiker einer der Gründer der israelischen Gedenkstätte Yad Vashem und der erste Direktor des Holocaust Museums. Für das jüdische Lexikon Encyclopedia Judaica schrieb er zahlreiche Beiträge über jüdische Kunst und über das Aschkenasische Judentum. Im Jerusalemer Eichmann-Prozess 1961 war er ein wichtiger Augenzeuge.
Später, als Israeli, kam er oft nach Deutschland und besuchte auch immer wieder seine Geburtsstadt Würzburg. In den 80er-Jahren unterrichtete er an der Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg und 2007 wurde er für seinen Beitrag zur Aussöhnung und Verständigung zwischen Israel und Deutschland mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande ausgezeichnet. Dr. Mordechai Ansbacher und die Begegnungen mit ihm in Würzburg bleiben in meiner lebendigen Erinnerung.

Bleiben Sie gesund und achten Sie auf sich, auf Ihre Familie und auf alle Menschen in Ihrer Umgebung.

Ich wünsche Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, ein gutes und gesundes neues Jahr 5782.

SCHANA TOWA

Ihr

Dr. Josef Schuster

Präsident
des Zentralrats der Juden in Deutschland und
des Landesverbandes der IKG in Bayern

Rosch Haschana 5782

Von Landesrabbiner Dr. Joel Berger . . 4

Die Zeit unserer Freude
Von Yizhak Ahren 5

Simchat Tora
Von Rabbinerin Dr. A. Yael Deusel 5

Grußworte zur Rosch Haschana . . . 6

Kultur

Hotel Silber 9

Nachhall im Shalom Europa 10

Schreibwerkstatt mit Lena Gorelik . . 11

Dani Karavan
Ein Nachruf von Benno Reicher 15

Juristische Standardwerke 14

Bayerischer Innovationspreis 14

Übersetzerpreis 15

Dokumentation

20. Juli 2021 – Bundeswehr-Gelöbnis

Rede von Bundesministerin
der Verteidigung,
Annegret Kramp-Karrenbauer 16

Rede des Präsidenten des Zentralrats
der Juden in Deutschland,
Dr. Josef Schuster 18

Nachrichten aus Frankreich

Nachtrag: Kein Prozess für Mörder
Von Gaby Pagener-Neu 24

Aus den jüdischen Gemeinden in Bayern 27

Buchbesprechungen 34

Russischer Beitrag 43

IMPRESSUM

Redaktionsleitung: Benno Reicher
redaktion@berejournal.de
www.bayerisch-jüdisch.de

JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN
Wir erscheinen im April zu Pessach,
im September zu Rosch Haschana,
im Dezember zu Chanukka
und in diesem Heft mit Beiträgen von
Rab. Berger, Yizhak Ahren, Rab. Deusel,
Angela Genger, Daniel Hoffmann, Regina
Kon, Annegret Kramp-Karrenbauer, Gaby
Pagener-Neu, Benno Reicher, Josef Schuster
und Priska Tschan-Wiegelmann

Herausgeber: Landesverband Israelitischer Kultusgemeinden in Bayern K.d.ö.R,
Effnerstraße 68, 81925 München

Gesamtherstellung: Druckerei Höhn,
Inh. Martin Höhn, Gottlieb-Daimler-Str. 14,
69514 Laudenbach

Rosch Haschana

Von Landesrabbiner Dr. Joel Berger

Rabbiner Joel Berger

Wenn der Herbst naht und wir jüdische Menschen über unsere Taten und Verfehlungen vor unserem Gott Rechenschaft ablegen, muss ich unweigerlich daran denken, wie oft und wie grausam die kommunistische Diktatur unsere Brüder und Schwestern im sowjetischen Machtbereich zu „Selbstkritik“ und „Reue“ zwang. Wie oft waren sie genötigt, niemals begangene Fehler zuzugeben oder haben versucht, sich verzweifelt zu rechtfertigen. Die Machthaber kannten ihnen gegenüber oft keine Gnade und kein Erbarmen. Sie haben mit aller Gewalt versucht, die Erinnerungen, die Verbindungen an geheiligte Traditionen unseres Volkes für immer auszumerzen. Es sollte ihnen nicht gelingen. Daher stehen wir heute wieder gemeinsam vor einem neuen jüdischen Jahr.

Die Neujahrstage sind, nach der Vorstellung der jüdischen Tradition, Gerichtstage Gottes, an denen Er das Buch der Erinnerungen aufschlägt. In diesem Buch sind all unsere Handlungen aufbewahrt, auch diejenigen, für die wir nachträglich Reue empfinden. Gemäß unserer Taten wird das Urteil für das kommende Jahr gefällt, jedoch noch nicht besiegelt, denn Buße, Andacht und soziales Verhalten können ein drohendes Verhängnis von uns abwenden.

Erst am Jom Kippur, am Versöhnungstag, wird, unserem Glauben nach, das Urteil bekräftigt. So ragen in der Flut des Lebens diese Festtage, die uns wegen unserer Verfehlungen Sühne bringen könnten, hoch hinaus. Was Wunder, wenn unser Gemüt an ihnen in Bewegung gerät.

Sorglos und lebensfroh wollten wir unser Dasein im Laufe des Jahres gestalten, während wir uns selbst des Öfteren als alleinigen Mittelpunkt empfanden. Aber im Rückblick wird uns gewahr, dass wir häufig schwere Fehler, die man als Untat bezeichnen könnte, gegen die Ehre und Würde unserer Nächsten begangen haben. All dies lässt uns unsere Endlichkeit bewusst werden. Diese Erkenntnis wird gerade von den Rosch Haschana-Tagen gefordert. Der gläubige Jude empfindet in seinem Herzen daher wie der Psalmdichter mit seinem Ruf: *Al Tiskor Lanu Awonot Rischonim; Maher Jekadmenu Rachamecha ki Dalonu Meod.* (Gedenke nicht unserer früheren Untaten; mit Deinem Erbarmen komm uns eilends entgegen, denn elend sind wir gar sehr. Psalm 79:8)

Am Rosch Haschana, an dem wir dem Schicksal ins Auge sehen, scheint nur die aufrechte Versöhnung mit denen, die wir verletzt haben, Hoffnung auf einen Neubeginn zu spenden. Angesichts der Lage um uns herum, in der desolate Vorurteile gegen unser Volk wieder aufleben, müsste uns Unmut und Verzweiflung erfassen, wenn das Vertrauen nicht wäre und seine heilige Quelle, der Schöpfer, der Hüter Israels.

Er möge uns an diesen erhabenen Festtagen verheißungsvoll trösten mit den Worten des Propheten: *Merachok Haschem Nir'a Li* ... (Von Ferne erschien mir der Herr: Da Ich dich mit ewiger Innigkeit liebe, zog Ich dich darum in Gnade zu mir.“ Jer.31:2)

Die Liturgie der Festtage wird mit zahlreichen wegweisenden Bibelstellen bereichert. Die „Wegweiser“ sollen in den Betenden den Glauben der Väter Abraham, Isaak und Jakob und der Propheten stärken. Eine jener charakteristischen Bibelstellen ist der Vers 20 aus dem 31. Kapitel des Buches des Propheten Jeremia. Dort lesen wir: „Ist mir Efraim ein teurer Sohn oder ein Kind der Wonne? Denn sooft ich auch wider ihn geredet habe, gedenke ich seiner doch immer wieder. Darum schreit mein Innerstes nach ihm. Ich will mich gewisslich seiner erbarmen, spricht der Herr.“

Rosch Haschana Granatapfel © Mare.

Die Dichter der Liturgie wählten diesen Vers aus dem Buch des Propheten Jeremia aus gutem Grunde: Der Vers beinhaltet die ewig menschliche jüdische Frage angesichts der Hohen Feiertage: Können wir, dürfen wir Menschen, die wir uns von Gott weit entfernt haben, sein wohlwollendes Gedenken an die Väter, wie auch an das Land der Verheißung und des Bundes in Erinnerung bringen? Die Antwort gibt die prophetische Botschaft: Efraim, einer der symbolträchtigen Beinamen Israels war und bleibt ein „gezärtelt Kind“ des Herrn. Wenn er auch einst seiner Verfehlungen wegen aus seinem Land vertrieben wurde, so gedenkt der Herr doch Seines Volkes in Gnade. Die göttliche Barmherzigkeit trifft nicht nur Gerechte, sondern all die, die vor Ihm Reue zeigen können.

Die Bejahung des Lebens, die Hoffnung auf ein Weiterleben stehen im Mittelpunkt der Liturgie der Festtage. Bildlich formuliert seufzt der Beter: „Schreibe uns in das Buch des Lebens ein, O Herr!“ Und fügt dann noch hinzu: „In das Buch des Lebens, des Friedens und der Verpflegung mögen wir eingetragen werden.“ Dahinter verbirgt sich die Einstellung des Talmuds. Dort wird gesagt: „Wer uns Leben schenkt, gewährt auch das Auskommen dazu.“

Im christlichen Teil der Bibel, im Neuen Testament, kennt man die Parabel von den Vögeln des Feldes, die nicht säen und doch ernten, weil der Herr auch für sie sorgt. Die Sprache unserer Gebete bezeichnet Gott als den Herrn, der am Leben und der Existenz des Menschen Wohlgefallen hat. Dieser Gedanke des Gebetdichters lässt sich auf das Prophetenwort Ezechiels zurückführen:

„Habe ich denn Lust am Tod des Frevlers – so sprach der Herr – nicht eher daran, dass er von seinem Wandel ablässt und lebt?“ (Ezech.18:23) Dies gibt uns Hoffnung, wenn wir an den Rosch Haschana-Tagen sprechen: „Gedenke unser zum Leben, O Herr, der am Leben Wohlgefallen hat ...“

Die Zeit unserer Freude

Eine Betrachtung zum Laubhüttenfest von Yizhak Ahren

Die Tora schreibt den Israeliten drei Wanderfeste vor: „Dreimal im Jahr sollen alle deine Männer vor dem Angesicht des Ewigen, deines Gottes, an dem Orte erscheinen, den Er erwählen wird: am Fest der ungesäuerten Brote, am Wochenfest und am Fest der Hütten“ (5. Buch Mose 16,16). Im Gebetbuch werden diese drei Feiertage prägnant charakterisiert: Pessach – „die Zeit unserer Freiheit“; Schawuot – „die Zeit unserer Gesetzgebung“; Sukkot – „die Zeit unserer Freude“.

Was hat die Weisen dazu gebracht, das Laubhüttenfest als die Zeit unserer Freude (Simcha) zu bezeichnen? In seinem klassischen Werk „Die Welt der Gebete“ (Basel 1975) bemerkt Rabbiner Elie Munk, dass es nicht nur einen Grund gibt, er nennt zwei verschiedene Gründe. Unter Hinweis auf Jom HaKippurim, der vor wenigen Tagen begangen wurde, stellt Rabbiner Munk fest: „Dieses Bewusstsein der erlangten Entsühnung gibt auch hauptsächlich den Anlass zur Bezeichnung des Sukkotfestes als der Zeit unserer Freude … Jedes Sukkotfest steht im Zeichen freudiger Genugtuung, zu der sich jedoch auch die materielle Freude gesellt, die durch die vollendete Einsammlung der Ernte hervorgerufen wird.“

In aschkenasischen Gemeinden wird am Schabbat von Sukkot das Buch Kohelet in der Synagoge vorgelesen (so wie am Pessach das Hohelied und am Wochenfest das Buch Ruth). Die Frage drängt sich auf, warum man für die Zeit unserer Simcha ausgerechnet Kohelet ausgewählt hat, das Rabbiner Yehuda Aschkenasy und seine Koautoren als das „pessimistischste, ja sogar deprimierendste Buch der Bibel“ bezeichnet haben („Die jüdischen Feste“, Uelzen 2012). Die Verfasser dieses Buches schreiben: „Eine Erklärung mag sein, dass das Buch Kohelet, in der Konfrontation mit dem Nihilismus, eine hilfreiche Antwort auf die Verzweiflung enthält: ‚Iss dein Brot mit Freuden und trink deinen Wein mit einem fröhlichen Herzen … Genieße das Leben mit der Frau, die du liebst … Denn das ist dein Anteil unter den Lebenden‘ (Kohelet 9, 7–9).“

Rabbiner Jonathan Sacks stellte in seinem Buch „Ceremony & Celebration“ (Jerusalem 2017) die überraschende These auf, Kohelet sei eine Abhandlung über Simcha! Diese wohlbegründete Behauptung erklärt natürlich, warum in der Zeit unserer Freude gerade das Buch Kohelet vorgetragen wird. Was lehrt uns dieses biblische Werk? Dass wir das menschliche Leben mit allen seinen Schattenseiten realistisch sehen können und doch nicht auf Simcha verzichten müssen.

Freilich darf man nicht übersehen, dass es verschiedene Arten der Simcha gibt. Auch auf diesen wichtigen Sachverhalt macht Kohelet den sorgfältigen Leser aufmerksam. Im Talmud (Schabbat 30b) heißt es: „Die Weisen wollten das Buch Kohelet verbergen, weil seine Worte einander widersprechen.“ Uns interessiert an dieser Stelle nicht der Grund, warum die Weisen am Ende doch anders entschieden haben; wir wollen hier lediglich auf einen der aufgelisteten Widersprüche näher eingehen.

„Es heißt: ‚ich pries die Freude‘ (Kohelet 8,15); dagegen heißt es: ‚Und zur Freude: Was kann die leisten!‘ (Kohelet 2,2). Die Gemara löst den scheinbaren Widerspruch wie folgt auf: „‚ich pries die Simcha‘ – das ist die Freude anlässlich einer gottgefälligen Handlung. ‚Und zur Freude: Was kann die leisten!‘ – das ist die Simcha nicht anlässlich einer gottgefälligen Handlung.“ Es kommt also auf den Kontext an, in dem Freude sich entfaltet. Wahre Simcha ist dort anzutreffen, wo Mitzwot das Leben bestimmen und heiligen. Hingegen erscheint Kohelet eine vom Pflichtbewusstsein unabhängige Freude fragwürdig: Sie flackert zwar auf, hat jedoch keinen Bestand.

Aus der Tatsache, dass das Laubhüttenfest als die Zeit unserer Freude bezeichnet wird, darf man nicht den Schluss ziehen, es gäbe keine anderen Zeiten der Freude. Der folgende Tora-Vers sei als Beweis angeführt: „Aber an einem Tage eurer Freude und an euren Festzeiten und an den Anfängen eurer Monate blaset ihr mit den Trompeten bei euren Empor-Opfern und bei euren Friedensmahl-Opfern“ (4. Buch Mose 10,10). Die Anweisung an sich ist klar: Am Tage unserer Freude soll man beim Opferdienst mit den Trompeten blasen.

Doch welchen Tag meint die Schrift? Von den Festtagen ist sicher nicht die Rede, denn sie sind im Vers ebenfalls erwähnt. Erstaunlicherweise gibt Raschi auf die naheliegende Frage keine Antwort. Im Tora-Kommentar von Rabbiner Samson Raphael Hirsch werden die zwei Ansichten, die im Midrasch (Siphre zur Stelle) zu finden sind, erläutert: Nach einer Meinung ist unter „Tag eurer Freude“ der Schabbat zu verstehen; nach der zweiten Ansicht kann jeder normale Wochentag als ein Tag der Freude bezeichnet werden.

Rabbiner Hirsch hebt hervor, „dass Simcha durchaus nicht notwendig eine durch besondere Veranlassung gehobene Stimmung bezeichnen müsse, sondern sehr wohl auch diejenige heitere Stimmung, dasjenige Frohgefühl unseres Innern bezeichnen könne, das eigentlich den Grundton unseres ganzen Seins bilden sollen.“ Als Beleg für diese Aussage listet der Interpret eine lange Reihe von Stellen aus den Psalmen, aus Kohelet und aus Mischle auf.

Warum ist die Freude für das jüdisch-religiöse Leben von so großer Bedeutung? Weil wir, wie der Dichter Jehuda ha-Levi in seinem philosophischen Werk „Der Kusari“ (Abschnitt 2,50) festgestellt hat, uns Gott durch Simcha nähern können.

Simchat Tora

Von Rabbinerin Dr. A. Yael Deusel

Sisu ve-simchu be-Simchat Tora u-tnu kavod la-Tora ist ein beliebtes Lied zu den Hakafot, wenn die Torarollen aus dem Aron Hakodesch genommen und in einer fröhlichen Prozession sieben Mal um die Bima getragen werden. Darin ist genau das enthalten, worum es an diesem Tag geht: Der Tora die Ehre zu geben, die ihr gebührt, aber nicht in einer tiefernsten Zeremonie, sondern in Freude über die Lehre des Ewigen und Seine Gebote.

In Israel fällt dieser Tag zusammen mit Schemini Azeret, dem Schlusstag von Sukkot am 22. Tischri, während Simchat Tora in der Diaspora durch die Doppelung der Feiertage am 23. Tischri als eigenständiges Fest begangen wird. Es hat sich der Minhag entwickelt, die Hakafot am Vorabend des 23. Tischri durchzuführen, sodass ein Bindeglied zwischen den Gemeinden mit und denen ohne zweiten Festtag entsteht: Die Tora und insbesondere auch die Freude an ihr eint damit die gesamte jüdische Gemeinschaft, in Israel ebenso wie *Chuz la-Aretz*.

Nicht nur die Erwachsenen, auch die Kinder haben Teil an dieser Freude. Viele von ihnen tragen kleine Fahnen, die mit Äpfeln geschmückt sind, manche auch mit Kerzen, ist die Tora doch das Licht auf unserem Lebensweg. Zur Toralesung am Morgen werden alle anwesenden jüdischen Männer, in den liberalen Synagogen auch die Frauen,

aufgerufen, und man wiederholt die zu lesenden Verse so oft, bis jeder eine Alija erhalten hat. Diese Wiederholung ist nach dem Schulchan Aruch ausdrücklich erlaubt, damit wirklich alle an der Tora Anteil haben können. Schon im Midrasch Sifrei Devarim lesen wir, die Mitzwot sollen uns kein veraltetes Regelwerk sein, das uns nicht mehr anspricht, sondern die Tora soll für uns wie etwas ganz Neues sein, zu dem sich jeder begierig hindrängt, um es zu sehen und daran teilzuhaben. Sogar die Jugendlichen, die noch keine Bar Mitzwa hatten, erhalten eine gemeinsame Alija, *kol ha-ne'arim* genannt, unter der Ägide des *Chatan kol ha-ne'arim*. Zur Lesung wird über den versammelten Jugendlichen ein Tallit ausgebreitet, und die Gemeinde segnet sie hernach mit der Bracha *„möge euch der Ewige machen wie Ephraim und Menasche"*. Danach werden Süßigkeiten an die Kinder verteilt, damit sie die Tora auch künftig mit Angenehmem verbinden.

Schließlich liest der Chatan Tora die letzten Verse der Rolle und der Chatan Bereschit folgt mit dem Beginn des ersten Buches in einer zweiten Sefer Tora. Beide Alijot sind mit einer besonderen Ehrung verbunden, und es ist üblich, dass beide Aufgerufenen der Gemeinde eine entsprechende Spende zuteil werden lassen, oft in Form eines besonders festlichen Kidduschs. Mancherorts wird das letzte Kapitel von Devarim schon am Vorabend gelesen – das einzige Mal im Jahr, zu dem die Tora im Abendgottesdienst gelesen wird.

Simchat Tora war nicht von jeher ein eigenständiges Fest. Im Talmud wird Simchat Tora noch als zweiter Tag von Schemini Azeret bezeichnet, im Zusammenhang mit der Zuteilung der jeweiligen Haftarot zu den Feiertagslesungen (bT Megilla 31a). Eine eigene Liturgie entwickelte sich erst nachtalmudisch, und auch eine eigene Haftara erhielt dieser Tag erst in gaonäischer Zeit, nämlich Jehoschua 1,1–1,18. Erwähnt finden wir diese Regelung im Seder Rav Amram (9. Jhdt. u. Z.). Jedoch war bereits in talmudischer Zeit festgelegt, dass man an diesem Tag als Toraabschnitt die letzten beiden Kapitel des Buches Devarim liest. Später kam die Lesung von Bereschit 1,1 bis 2,3 dazu, nach volkstümlicher Auffassung deswegen, damit der Satan nicht behaupten könne, die Juden freuten sich lediglich darüber, die Tora abgeschlossen zu haben und seien unwillig, danach erneut mit dem Lesen zu beginnen. Die Verse für den Maftir finden sich in Bamidbar 29,35–30,1. Hier wird das Schlussfest von Sukkot mit Opferdienst und Arbeitsverbot beschrieben. Gleichzeitig ist dies der Maftir-Abschnitt der Parascha Pinchas, die vom besonderen Eifer für die Einhaltung der Mitzwot des Ewigen spricht.

Warum schließt man den jährlichen Zyklus der Toralesung nicht am Schabbat vor Rosch Haschana ab und beginnt dann erneut? Und warum feiern wir es im Anschluss an Sukkot und nicht zu Schavuot, der *Sman matan toratenu*, der Zeit, zu der uns die Tora geschenkt wurde? Rabbi Jacob ben Ze'ev Kranz, der Maggid von Dubnov (Wilna 1741–1804), erklärt dies damit, dass sich die Benej Jisrael nicht sofort an der Tora erfreuen konnten, da sie diese ja erst einmal genau studieren mussten. Der Maggid vergleicht es in einer Parabel mit einem Brautpaar, das sich zunächst näher kennenlernen müsse, bevor es eine liebevolle Beziehung zueinander entwickeln könne. Damit werde Schavuot zum Tag der Verlobung, während die eigentliche Hochzeit dann zu Simchat Tora stattfinde. Für die Verbindung zu Sukkot findet sich folgende Erklärung: Beides sind Feste großer Freude, heißt es doch ausdrücklich, *freue dich an deinem Fest* (Devarim 16,14) – „das Fest", damit ist Sukkot gemeint. Und da wir uns auch an der Tora, an den Geboten des Ewigen erfreuen sollen, wird die Freude durch die Verbindung beider Feste verdoppelt.

Kann man sich denn an Geboten erfreuen? Nun, die Tora ist kein bloßes Gesetzeswerk und sie ist schon gar kein Gesetzbuch. Sie vermittelt uns Ehrfurcht vor dem Ewigen und Regeln für ein gutes Miteinander mit unseren Mitmenschen und den verantwortungsvollen Umgang mit unserer Umwelt. In diesem Sinn wird die Tora zum Baum des Lebens für alle, die an ihr festhalten (Mischlej 3,18).

In den 1960er Jahren bekam Simchat Tora noch eine zusätzliche Bedeutung. Elie Wiesel beschreibt in eindrucksvoller Weise, wie junge jüdische Menschen in der damaligen Sowjetunion begannen, sich an diesem Tag in großen Gruppen in und um die Synagogen in Moskau und anderen Städten singend und tanzend zu versammeln. Mit diesem „Festival der Jugend" verliehen sie ihrer jüdischen Identität Ausdruck, sehr zum Ärger der sowjetischen Obrigkeit. Jüdische Jugendliche im Westen erklärten sich solidarisch mit ihren Altersgenossen in der Sowjetunion und demonstrierten für eine freie Religionsausübung und das Recht auf Alija nach Israel. Damit schließt sich mit Simchat Tora, dem Fest der Gesetzesfreude, letztlich der Kreis zu Pessach, der *Sman matan cherutenu*. Denn Freiheit und Verantwortung gehören untrennbar zusammen.

GRUSSWORTE ZU ROSCH HASCHANA 5782

Zum Neujahrsfest geht ein herzlicher Gruß an die jüdischen Bürgerinnen und Bürger unseres Landes.

Rosch Haschana ist ein Fest der Besinnung. Es geht darum, eine persönliche Zwischenbilanz zu ziehen, das Bündnis mit Gott zu erneuern und damit Kraft für kommende Herausforderungen zu finden. So soll es auch dieses Mal wieder sein. Ein glückliches, gesundes und erfolgreiches neues Jahr!

Die jüdischen Bürgerinnen und Bürger und ihre Gemeinden haben einen festen Platz in unserer Gesellschaft. Ihnen gelten Respekt und Anerkennung. Umso erschreckender ist, dass sich der Antisemitismus wieder ausbreitet. Aus welchen Wurzeln er sich auch speist, alle gesellschaftlichen und politischen Gruppen unseres Landes sind aufgerufen, ihm entschlossen mit allen Mitteln des Rechtsstaats zu begegnen. Die Bayerische Staatsregierung steht unverrückbar zu ihrer Verantwortung, jüdisches Leben in Bayern zu schützen. Sie wird sich weiterhin nachdrücklich für religiöse Toleranz, die Achtung der Menschenwürde und für ein freies und unbeschwertes Leben der jüdischen Bürgerinnen und Bürger in unserem Land einsetzen.

Schana Towa!

Dr. Markus Söder
Bayerischer Ministerpräsident

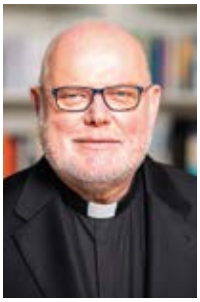
Liebe Mitglieder der Jüdischen Gemeinden in Bayern,

Corona hat auch im zweiten Jahr Menschenleben gekostet und unser aller Leben verändert. Aber insbesondere dank der Impfungen sehen wir jetzt das Licht am Ende des Tunnels, der Weg in eine neue alte „Normalität“ zeichnet sich ab.
Corona hat auch Extremisten mehr Raum gegeben. Die Pandemie wird missbraucht, um die staatlichen Institutionen verächtlich zu machen und Misstrauen in die Demokratie zu schüren. Auch die Stimmen des Antisemitismus sind lauter geworden. Eine Entwicklung, der ich mich mit ganzer Kraft entgegenstelle. Das gilt für alle Formen der Judenfeindlichkeit! Was wir vor dem Hintergrund des islamistischen Terrorkriegs gegen Israel im Mai auf unseren Straßen und im Internet erleben mussten, darf sich nicht wiederholen! Der Kampf gegen Antisemitismus – egal aus welcher Richtung er kommt – ist ein Kampf für Demokratie, für Freiheit, für Menschrechte, für den Kern des Kerns der Werte, an die wir glauben.
Aber wo Schatten ist, da ist auch Licht. Erstmals seit rund 100 Jahren hat Deutschland mit Landesrabbiner Zsolt Balla wieder einen jüdischen Militärseelsorger. Ein wichtiges Signal in diesem Jahr, in dem wir an 1700 Jahre jüdisches Leben auf dem Boden der Bundesrepublik erinnern. In der Breite der Bevölkerung wächst das Bewusstsein, dass Judentum ein tief verwurzelter, wertvoller Bestandteil unseres Landes, unserer Kultur, unseres Selbstverständnisses ist. Und dass Jüdinnen und Juden nach der Shoa in diesem Land geblieben, hierher zurückgekehrt oder neu eingewandert sind, hat die Seele unseres Landes ein Stück weit gerettet.
Blicken wir trotz aller Rückschläge und Unsicherheiten zuversichtlich in das neue Jahr! Ich wünsche den jüdischen Bürgerinnen und Bürgern Bayerns ein gutes, glückliches und süßes neues Jahr – Schana tova!

Ilse Aigner MdL, Präsidentin des Bayerischen Landtags

Dieses Jahr gab und gibt es etwas ganz Besonderes zu feiern: Seit 1700 Jahren leben Jüdinnen und Juden nachweislich auf dem Gebiet des heutigen Deutschlands und sind fester Teil unserer Gesellschaft und Geschichte. Der Hintergrund: Im Jahr 321 hatte der römische Kaiser Konstantin auf eine Anfrage aus Köln ein Edikt erlassen, das den Provinzstädten künftig erlaubte, auch Juden in Ämter der Stadtverwaltung zu berufen. Auch in München dürften sich bereits kurz nach der Stadtgründung vor mehr als 860 Jahren Menschen jüdischen Glaubens angesiedelt haben. Belegt ist das allerdings erst mit dem in einer Regensburger Urkunde erwähnten „Abraham de Municha“. Das war 1229. Wenig später kam es hier allerdings auch schon zu den ersten antisemitischen Pogromen. Und so gehört auch das zu unserer Geschichte: nämlich der mehr oder weniger gewaltsame Ausschluss der jüdischen Bevölkerungsgruppe vom städtischen Gemeinwesen, der sich mit Unterbrechungen vom Mittelalter über die Neuzeit bis ins 20. Jahrhundert hinein erstreckt und in der Shoa seinen schrecklichen Höhepunkt gefunden hat.
Und noch immer leben antisemitische Stereotype, Vorurteile und Feindbilder in den Köpfen vieler Menschen fort. Sie halten sich hartnäckig beziehungsweise werden bewusst und mit Berechnung reproduziert. Corona, Rechtsextremismus und der Nahostkonflikt wirken dabei als zusätzliche Brandbeschleuniger. Und tatsächlich haben die deutschlandweit registrierten Straftaten gegen jüdische Menschen in den letzten Jahren zugenommen. Auch in München kommt es leider immer wieder zu entsprechenden Delikten. Der Schluss daraus ist klar: Der Kampf gegen Antisemitismus muss konsequent weitergeführt werden, und zwar von uns allen. Dabei gilt es, nicht nur dann aktiv zu werden, wenn uns entsprechende Gewaltexzesse aufschrecken, sondern auch schon dann, wenn wir judenfeindliche Übergriffe auch unterhalb der Schwelle zur Strafbarkeit wahrnehmen. Da müssen wir ganz besonders sensibel sein, aufmerksam bleiben und sofort dazwischengehen, wenn krude Theorien geäußert oder billige Klischees verbreitet werden.
Mit diesem Versprechen wünsche ich allen jüdischen Bürgerinnen und Bürgern in München und darüber hinaus zum Neujahrsfest Rosch Haschana ein gutes, glückliches und friedliches Jahr 5782!

Dieter Reiter, Oberbürgermeister der Landeshauptstadt München



Liebe Schwestern und Brüder im jüdischen Glauben,

der Jahreswechsel nach dem jüdischen Kalender steht diesmal ganz im Zeichen des bundesweiten Festjahres „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“. Das ist für uns alle ein Grund zu großer Freude und Dankbarkeit. Denn das Judentum und jüdische Menschen haben unsere Kultur und Gesellschaft über viele Jahrhunderte wesentlich geprägt und bereichert: Durch ihre Schriftkultur und Gelehrsamkeit, durch ihre unerschütterliche Religiosität und ethisch-moralische Orientierung, durch Wissenschaft und Handel, Kunst, Musik und Literatur. Das furchtbare Verbrechen der Shoa hat vieles davon unwiederbringlich zerstört und Millionen Menschenleben ausgelöscht.
In den letzten Jahrzehnten entstand in Deutschland aber auch neues jüdisches Leben im religiösen, kulturellen und gesellschaftlichen Bereich, das sich durch Kreativität und Diversität auszeichnet. Neben der Wiederentdeckung wertvoller Traditionen entsteht Neues und Zukunftsgerichtetes. Eine junge Generation von Jüdinnen und Juden sucht und geht selbstbewusst ihren Weg. Landauf, landab gibt es dieses Jahr zahlreiche Veranstaltungen und Aktionen, die von alldem ein lebendiges Zeugnis geben. Es freut mich persönlich sehr, dass vieles davon auch in Kooperation und im Dialog mit kirchlichen Akteuren und Einrichtungen geschieht. Das Zusammenleben ist unsere Bestimmung, der Dialog und die Zusammenarbeit sind unsere Aufgabe, die Begegnung und das Von- und Miteinanderlernen ein Geschenk. Ich wünsche Ihnen und allen Jüdinnen und Juden weltweit ein friedvolles und gesegnetes Neues Jahr – Schana tova!
Ihr

Reinhard Kardinal Marx Erzbischof von München und Freising

Zu Rosch Haschana und den Hohen Feiertagen wünsche ich Ihnen im Namen der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern und auch persönlich ein gutes und gesegnetes neues Jahr!

Ein ganz besonderes Jahr liegt hinter uns mit vielen Monaten voller Einschränkungen und schmerzhafter Trennungen. In dieser Zeit musste es stiller sein als sonst – in den Synagogen und in den Kirchen. Der Schofar am Anfang Ihres neuen Jahres ruft zum Innehalten, zur Selbstprüfung und zur Umkehr. Vielleicht hören manche ihn in diesem Jahr auch mit der Hoffnung auf ein neues Jahr, das uns wieder etwas mehr positive Erfahrungen schenkt – Reisen zu Familientreffen, persönliche Begegnungen mit Freunden und interessanten Menschen oder gemeinsame Feiern auch in größeren Gruppen. Und vielleicht hören manche den Ruf des Schofar auch mit der Hoffnung, dass die Synagogen wieder mit Gesängen und lauten Gebeten erfüllt sein werden, genauso wie die Gebetsstätten von Menschen anderer Religionen.

In erster Linie geht mit dem Ruf des Schofar der Blick vermutlich eher in die vergangenen Monate. Der Blick zurück erinnert an die Notwendigkeit der Distanz aus Sorge um die Schwachen und daran, dass diese viele getrennt und auch vereinzelt hat. Er erinnert auch daran, wie sehr die Erfahrungen der letzten eineinhalb Jahre gezeigt haben, dass wir Menschen uns im Grunde sehr ähnlich sind, ganz gleich, wo wir herkommen, wie wir beten oder eben auch nicht beten. Die Sehnsucht nach persönlichen Begegnungen und Kontakten teilen wohl die allermeisten.

Ich bin gespannt darauf, was möglich sein wird, wenn in diesem neuen Jahr 5782 das größte Laubhüttenfest der Welt gefeiert werden soll, 1700 Jahre, nachdem Juden erstmals auf dem Gebiet des heutigen Deutschland erwähnt wurden. Verschiedene jüdische Gemeinden in Deutschland machen mit und laden zu diesem „Sukkot XXL“ ein. Der aus München stammende Religionsphilosoph Schalom Ben Chorin hat darauf aufmerksam gemacht, dass das Laubhüttenfest für Juden und Nichtjuden eine besondere Bedeutung hat. Denn nach einer Vision des Propheten Sacharja sollen am Ende der Zeiten die Nichtjuden mit den Juden zusammen in Jerusalem das Laubhüttenfest feiern. Schalom Ben Chorin, einer der Väter des jüdisch-christlichen Dialogs hier in Deutschland, hat daraus die Hoffnung entwickelt, dass dieses Fest und dieses gemeinsame Feiern vielleicht schon in der Gegenwart Juden und Nichtjuden zusammenbringen und verbinden könnte.

Gerade weil die Pandemie zugleich große Solidarität freigesetzt und Vorurteile zementiert hat, sind Anlässe wie das Laubhüttenfest wichtig, die persönliche Begegnungen und Werte wie Gastfreundschaft feiern. Weil die Pandemie noch nicht vorbei ist, wird es vermutlich noch bestimmte Einschränkungen und Vorsichtsmaßnahmen geben. Aber „Sukkot XXL“ bietet vielleicht wieder Anlässe, die Fühler erneut auszustrecken, alte Bekanntschaften wieder aufzunehmen und neue zu knüpfen.

Schana towa umetuka wünscht Ihnen

Dr. Heinrich Bedford-Strohm
Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Chaverot und Chaverim,

in diesem Jahr begehen wir hier in Deutschland ein besonderes Jubiläum: 1700 Jahr Jüdisches Leben in Deutschland.

Institutionen, Vereine, Organisationen und die Medien präsentieren in diesem Rahmen ein vielseitiges Veranstaltungs- und Beitragsprogramm und initiieren tolle Projekte. Ich sehe in dieser deutschlandweiten konzentrierten Präsenz eine große Chance, jüdisches Leben, Kultur und Geschichte in seiner ganzen Vielfalt breiten Schichten der deutschen Gesellschaft nahe zu bringen. Ich hoffe, dass hierdurch starre Bilder und Vorurteile, die vielfach durch Unwissen entstehen, neuen Perspektiven weichen können.

Auch das Generalkonsulat des Staates Israel hat in diesem Jahr ein Jubiläum gefeiert: Wir blicken zurück auf zehn erfolgreiche Jahre im Austausch und Zusammenwirken mit zahllosen wertvollen Partnern in allen fünf Bundesländern, für die wir seit 2011 zuständig sind.

Und wir bedanken uns bei unseren Partnern und Freunden in den Jüdischen Gemeinden, mit denen uns so Vieles verbindet. Wir und das Land Israel wussten sie in all den Jahren immer verlässlich an unserer Seite.

Neben den vielen positiven Entwicklungen, die wir hier zusammen auf den Weg bringen konnten, warten nach wie vor große Herausforderungen auf uns, denen wir nur gemeinsam entgegentreten können. Die militärische Auseinandersetzung zwischen Israel und der radikal-islamischen Hamas vergangenen Mai haben antisemitische Ressentiments weltweit aufflammen lassen. Dies wurde deutlich auf Kundgebungen und in Angriffen auf jüdische Einrichtungen, in Form von hasserfüllten Nachrichten an die Jüdischen Gemeinden und auch an das Generalkonsulat. Doch erfuhren wir auch Botschaften der Solidarität. Öffentliche Zeichen, wie etwa das Hissen der israelischen Flagge vor der Staatskanzlei und der CSU-Landesleitung, aber auch an zahlreichen Institutionen und Privathäusern in ganz Bayern. Auch erreichten uns viele mitfühlende Nachrichten, die uns in dieser schweren Zeit ein großer Trost waren.

Für mich ist dieses doppelte Jubiläumsjahr gleichzeitig mein letztes Jahr als Generalkonsulin in München. Ich habe in dieser Zeit die Jüdischen Gemeinden Süddeutschlands besucht, ihre Mitglieder kennen und schätzen gelernt: Menschen, die das Judentum leben und als einen integralen Teil der deutschen Gesellschaft aktiv präsent halten. Ich habe auch viele engagierte Menschen getroffen, die sich stetig und unermüdlich dafür stark machen, die Geschichte der Juden vor Ort zu recherchieren und die Spuren dieses Lebens sichtbar zu machen. Dieses Engagement beeindruckt mich sehr.

Diese Menschen und ihre wunderbaren Orte bewahre ich einen Platz in meinen Gedanken und in meinem Herzen. Und ich hoffe, viele von Ihnen in Israel wiederzusehen.
Ich wünsche Ihnen und Ihren Lieben ein süßes und gutes neues Jahr.

SCHANA TOVA U-METUKA.
KETIVA VE-CHATIMA TOVA!

Sandra Simovich, Generalkonsulin des Staates Israel in Süddeutschland

Hotel Silber

Das frühere Stuttgarter „Polizei-Haus“ als Lern- und Gedenkort

STUTTGART Das Graphik-Kabinett der Staatsgalerie Stuttgart zeigt noch bis zum 24. Oktober Zeichnungen mit dem Titel „Captivity“ von Fred Uhlman. Die Ausstellung ist ein Stuttgarter Beitrag zu „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“. Die Werke entstanden zwischen Juni und Dezember 1940 in Douglas auf der Isle of Man. Dort war der 1901 als Manfred Uhlman in Stuttgart geborene Flüchtling mit mehr als 1.200 anderen „feindlichen Ausländern“ eingesperrt. Der promovierte Jurist Uhlman war SPD-Mitglied und damit nach Auffassung der Nationalsozialisten nicht nur als Jude, sondern auch als politischer Gegner verdächtig. Nach der Warnung durch einen Bekannten verließ er seine Familie und seine Heimatstadt Ende März 1933, kehrte aber im Juli noch einmal zu seinen Eltern zurück. Bei dieser Gelegenheit wurde er im „Hotel Silber“ verhört, konnte dann aber nach Frankreich ausreisen. Mehr über Fred Uhlman, seine Geschichte und seine künstlerische Arbeit, erfährt der Besucher von „www.staatsgalerie.de“ auch im wissenschaftlichen Aufsatz der Ausstellungskuratorin Dr. Corinna Höper.

Das „Hotel Silber“ war in der Nazi-Zeit die Zentrale der Politischen Polizei bzw. der Gestapo für Württemberg und Hohenzollern und damit ein Zentrum der Verfolgung des totalitären Regimes. „Im Hotel Silber wurden sogenannte Säuberungen geplant“, schreibt der frühere Stuttgarter Oberbürgermeister Fritz Kuhn, „hier wurde gefoltert und getötet.“

Heute ist das Haus ein Lern- und Gedenkort, an dem an die Verbrechen des Nationalsozialismus erinnert wird. Die Außenstelle des Hauses der Geschichte Baden-Württemberg wird von der Stadt Stuttgart mitfinanziert und der zivilgesellschaftlichen „Initiative Lern- und Gedenkort Hotel Silber e.V.” eng begleitet.

„Das Hotel Silber ist ein Täterort und eine bundesweit einmalige Einrichtung, an der sich die Entwicklung der politischen Polizei bzw. der Polizei über die Systembrüche 1933 und 1945 hinweg beobachten lässt“, sagt der frühere Direktor des Hauses der Geschichte, Thomas Schnabel, „in diesem Gebäude arbeitete die Polizei ununterbrochen über fünf Jahrzehnte von der Weimarer Republik bis weit in die Bundesrepublik hinein.“

Das Architekturbüro Wandel Lorsch hat mit wenigen behutsamen Eingriffen das heutige Haus schon von außen als Geschichtsort kenntlich gemacht. So wurde der Eingang verlegt. Er bietet schon einen Blick nach innen, so dass er sofort als neuer Zugang erkannt wird. Einige Fenster zeigen Begriffe wie Mut, Würde, Recht und Vorurteil, Verhaftung, Verfolgung. Auf der Rückseite des Gebäudes erinnert seit dem 29. September 2017 eine Straße an die am 10. April 1945 ermordete Else Josenhans und damit zugleich an den Unrechtscharakter des mit dem Ort verbundenen Systems.

Ausstellungskatalog Hotel Silber

Die 1896 in eine jüdische Familie hineingeborene Else Josenhans geb. Maier aus Heilbronn war bis Januar 1945 durch ihre Ehe mit dem evangelischen Wilhelm Josenhans vor der Deportation geschützt. Von einem Spitzel in die Falle gelockt, wurde die Familie am 24. März 1945 in die Zentrale der Gestapo im Hotel Silber gebracht. Während die anderen Familienmitglieder nach zwei Wochen wieder frei kamen, wurde Else zusammen mit anderen Gefangenen erschossen. Das ist eine von vielen biografischen Beispielen, die, eingebettet in jeweils kurze Einführungen, in der im Dezember 2018 eröffneten Dauerausstellung zu erfahren sind.

Die Präsentation, klar gegliedert nach Tätern und Opfern, befindet sich im ersten Stock, der Raum für Sonderausstellungen im zweiten Stock. Im Keller sind neben sogenannten Funktionsräumen noch Reste von Haftzellen erkennbar.

„Die Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus in Stuttgart begann intensiv erst in den achtziger Jahren“, erzählt Thomas Schnabel. Die späte Eröffnung dieses Geschichtsorts lässt auf längere Auseinandersetzungen in der Stadt schließen. Dies konnte man auch an anderen spät eröffneten Einrichtungen mit ihren Dauerausstellungen zu Polizei und Gestapo (zum Beispiel Mahn- und Gedenkstätte Steinwache in Dortmund 1992, El-De-Haus in Köln 1997, und Villa ten Hompel in Münster 1999) beobachten.

Besondere Verdienste erwarb sich bei der Durchsetzung der Einrichtung der frühere Leiter des Hauses der Geschichte Baden-Württemberg, Thomas Schnabel, der das neue „Hotel Silber“ noch kurz vor seiner Pensionierung Ende 2018 selbst eröffnen konnte. Bis zuletzt hatte er dabei die Unterstützung der „Initiative Lern-

Fotos: Haus der Geschichte Baden-Württemberg

und Gedenkort Hotel Silber e.V.“. Für die Ausstellung zeichnet Paula Lutum-Lenger, die Nachfolgerin von Thomas Schnabel, als Projektleiterin mit den Kuratoren Friedemann Rincke und Sarah Stewart verantwortlich. Systematische Übersichtlichkeit und biografische Konkretisierungen zeichnen die Ausstellung aus. Sie ist unbedingt einen Besuch wert.

In diesem Frühjahr erschien der Katalog: Hotel Silber. Eine Dauerausstellung zu Polizei und Verfolgung, herausgegeben vom Haus der Geschichte Baden-Württemberg. Der auf 256 Seiten gut gestaltete Katalog vermittelt einen ersten Eindruck von der Ausstellung mit ihren Texten und zahlreichen Abbildungen. Obwohl er wichtige Informationen zugänglich macht, ersetzt er auf keinen Fall einen Besuch des Lern- und Gedenkortes.

AG/BR

Nachhall im Shalom Europa

WÜRZBURG Noch bis zum 30. September ist im Würzburger „Shalom Europa“ die Kunst-Installation „Nachhall. Vom mittelalterlichen jüdischen Friedhof Würzburg“ von Jens Reulecke zu sehen. Sie ist seine ganz persönliche und intensive Annäherung an den nicht mehr vorhandenen jüdischen Begräbnisplatz. Er wurde im 16. Jahrhundert mit dem Juliusspital überbaut und die Grabmäler als „Baumaterial“ wieder verwendet. Rund 1500 Grabsteine und Fragmente entdeckte man zufällig bei Bauarbeiten 1987. Es ist dem früheren Gemeindevorsitzenden David Schuster und dem Judaisten Professor Karl-Heinz Müller zu verdanken, dass damals der Grabsteinfund gesichert werden konnte. Heute liegt er, restauriert und von Prof. Müller wissenschaftlich verarbeitet, im Museum Shalom Europa.

Hier, in unmittelbarer Nähe zu den alten Denkmälern, konnte der Künstler Jens Reulecke seine Installation realisieren. Der Nachhall des Friedhofs sei für Juden über Jahrhunderte greifbar, erklärte der Gemeindevorsitzende Dr. Josef Schuster in seiner Eröffnungsrede. „Der Nachhall wird durch die Performance von Jens Reulecke und dem Vokalensemble der Hochschule für Musik Würzburg künstlerisch umgesetzt und uns allen deutlich machen, wie über Jahrhunderte Ereignisse nachhallen und uns alle berühren.“

Der Künstler bedankte sich unter anderem bei Dr. Schuster für sein Vertrauen „in meine Pläne“. Außerdem dankte er Oberbürgermeister Christian Schuchardt für die finanzielle Unterstützung seines Projektes und Dr. Rotraud Ries, Leiterin des Johanna-Stahl-Zentrums für jüdische Geschichte und Kultur in Unterfranken. „Ich danke dir herzlich dafür, dass du mein Vorhaben von Anfang an gefördert und das gesamte Projekt bis heute so leidenschaftlich begleitet hast. Und last not least gilt mein besonderer Dank dem ehemaligen jüdischen Friedhof. Was mir von dort entgegenkam, ließ mich seit Januar 2018 nicht mehr los und führte schließlich zu dem, was jetzt für uns alle sichtbar und hörbar ist.“

„Nachhall“ ist ein Gebilde aus kahlen Ästen, die mit Federn bestückt sind. Die Äste werden am Boden von Fragmenten jüdischer Grabsteine gehalten. Die Installation ist keine dokumentarische, sondern eine künstlerische Ausstellung. Sie will die Sinne schärfen für etwas, was nicht mehr sichtbar aber immer noch wahrnehmbar ist.

„Aus Lautsprechern erklingt eine Klangcollage, die in Zusammenarbeit mit der Hochschule für Musik entstanden ist“, schreibt die Würzburger Lokalzeitung Main-Post dazu. „Was zunächst wie eine naturbelassene Sammlung trockener Äste wirkt, entpuppt sich als akribisch durchstrukturiert. Nachhall ist gleichermaßen gewachsen und gestaltet. Der Mensch als Teil der Natur und als Teil der Ewigkeit.“

Der Würzburger Oberbürgermeister Christian Schuchardt freute sich, „dass es mit dieser Ausstellung, dieser Installation gelingt, die lange Geschichte der Jüdischen Gemeinde Würzburg auf bemerkenswerte, künstlerische Art und Weise aufzurufen und mit ihren Wurzeln zu verbinden“.

Das Gemeinschaftsprojekt von Israelitischer Gemeinde, dem Johanna-Stahl-Zentrum und der Stadt ist der Würzburger Beitrag zum Jubiläumsjahr „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“.

Weitere Infos (evtl. Laufzeitverlängerung) siehe: *www.johanna-stahl-zentrum.de*.

Benno Reicher

Blick in die Ausstellung © Marlies Reulecke

Schreibwerkstatt mit Lena Gorelik

AUGSBURG Anfang Juli verwandelte sich die Ehemalige Synagoge in Kriegshaber, eine Dependance des Jüdischen Museums Augsburg, in eine Schreibwerkstatt. Angeleitet durch die Münchner Autorin Lena Gorelik, lernten zehn interessierte Augsburger ihre eigenen Geschichten aufzuschreiben. Anlass für die Veranstaltung war die Augsburger Refugee Week. Der Gedenktag wurde vor 20 Jahren von den Vereinten Nationen ins Leben gerufen und rückt seitdem alljährlich am 20. Juni die Notlage von Flüchtlingen ins kollektive Bewusstsein.

Das Jüdische Museum Augsburg Schwaben hatte in diesem Rahmen dazu eingeladen, die Themen Flucht und Vertreibung in einer Schreibwerkstatt zu reflektieren. Dabei sollte es nicht ausschließlich um jüdische Perspektiven gehen, vielmehr sollte eine breite und vielfältige Auseinandersetzung mit dem Thema angeregt werden. Inwiefern finden Flüchtlingsschicksale aus Vergangenheit und Gegenwart in unserer Gesellschaft Gehör? Wie lassen sich die Erfahrungen von Flüchtlingen überhaupt in Worte fassen? Welche Bedeutung hat die Weitergabe ihrer Geschichten für die Zukunft?

Wegen der geltenden Infektionsschutzmaßnahmen konnten nur zehn Personen teilnehmen. Diese kleine Gruppe war jedoch bunt gemischt, altersmäßig ebenso wie hinsichtlich ihrer unterschiedlichen Perspektiven auf Flucht und Migration. Mit dabei waren eine Spätaussiedlerin aus Polen, die ihre Familiengeschichte für ihre Neffen und Nichten aufschreiben wollte, literaturinteressierte Schülerinnen und ein Geflüchteter aus Afghanistan.

Mit verschiedenen kleinen Aufgaben wurde die Gruppe ans Schreiben herangeführt. Angefangen mit der Übung „Automatisches Schreiben“: Fünf Minuten lang aufschreiben, was einem in den Sinn kommt, ohne den Stift abzusetzen. Thema: „Da wo ich herkomme …“. Dann sollte das Ergebnis aber auch vorgetragen werden. Nach anfänglichem Zögern konnten sich alle zum Vortrag durchringen. Die durch dieses Teilen von intimen Gedanken entstandene offene Atmosphäre empfanden alle als inspirierend und bereichernd.

So entstanden in nur vier Stunden zehn sehr persönliche und einfühlsame Texte rund um Vertreibung, Flucht und Migration. Lena Gorelik war begeistert von der Offenheit und Vielfalt der Teilnehmer und ihren Texten. Am Ende nahmen alle Teilnehmer eine selbst geschriebene Geschichte mit nach Hause und neun neue Blickwinkel darauf.

Lena Gorelik wurde 1981 in Sankt Petersburg geboren. 1992 kam sie mit ihrer russisch-jüdischen Familie als „Kontingentflüchtling“ nach Deutschland. Neben Romanen schreibt die in München lebende Autorin auch Essays und Reportagen, u.a. für DIE ZEIT, die Süddeutsche Zeitung und das Deutschlandradio. Soeben erschien ihr neuer Roman „Wer wir sind“, der eine Flüchtlingsgeschichte erzählt.

Judenbilder

Die nächste „Intervention“ des Jüdischen Museums Augsburg setzt sich ab 19. Oktober mit Vorurteilen gegenüber Juden auseinander. „Judenbilder“ will jedoch weniger antijüdische Stereotype zur Schau stellen, als jüdische Antworten darauf zeigen. Welche Reaktionen gibt es auf antijüdische Vorurteile, wie gehen Einzelne oder auch die Gemeinschaft damit um? Welche Grauschattierungen zwischen Auseinandersetzung und Diffamierung gibt es?

Die von Museumsdirektorin Barbara Staudinger kuratierte Intervention berührt Fragen um die Wahrnehmung von Juden durch die nichtjüdische Umwelt, um Abwehr von Antisemitismus sowie Empowerment und die Rollen, die jüdische Traditionen spielen können.

Schreibwerkstatt mit Lena Gorelik in der ehemaligen Synagoge in Kriegshaber. © JMAS

Dani Karavan

Ein Nachruf von Benno Reicher

NÜRNBERG/REGENSBURG. Er machte aus öffentlichen Räumen begehbare Kunstwerke und wurde damit berühmt und gefragt. In Bayern hinterlässt er seine künstlerischen „Spuren“ in Nürnberg und Regensburg. Der israelische Künstler Dani Karavan verstarb am 29. Mai in Tel Aviv.

Die Stadt Nürnberg verlieh ihm Ende 2018 die Ehrenbürgerwürde. Jetzt sprach Oberbürgermeister Marcus König der Familie sein tiefstes Mitgefühl aus und würdigte das künstlerische Werk und den Einsatz Karavans für die Menschenrechte. „Dani Karavan sagte einmal, dass ihm das Wort Denkmal näher sei als das Wort Monument“, schrieb OB König in seinem Nachruf. Und das zeige sich auch bei seinem Werk „Straße der Menschenrechte“ in Nürnberg. „Karavan schuf Orte der Begegnung, des Nachdenkens und der Auseinandersetzung. Die Stadt wird ihn und sein Wirken immer in bester Erinnerung halten“, so Marcus König.

Die „Straße der Menschenrechte“ mit 27 Säulen von acht Metern Höhe, zwei Bodenplatten, einer Säuleneiche und einem Torbogen sollte eine einladende Verbindung zwischen Kornmarkt und Stadtmauer schaffen. Jedes der Elemente in der „Straße der Menschenrechte“ trägt in Kurzform einen der Menschenrechtsartikel in deutscher und einer anderen Sprache.

Bei der Eröffnung seines Kunstwerks sagte der Künstler: „Ich gehe die Straße entlang mit meiner Großmutter, die barbarisch von den Nazis ermordet wurde und kein Grab hat und lese den Artikel 1 in ihrer Sprache, jiddisch: ‚Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren.‘ Ich nehme Dich an die Hand, kleine Anne Frank. Ich gehe mit Dir zur Säule 3 und lese: ‚Recht auf Leben, Freiheit und Sicherheit der Person.‘ in Deiner Sprache.“

Und in seinem Nachruf betonte Oberbürgermeister Marcus König: „Wir werden Dani Karavan sehr vermissen. Er hat unserer Stadt die Ehre erwiesen. Er hat in Nürnberg eines seiner bedeutendsten Kunstwerke geschaffen. Es erinnert an die unvergleichlichen Verbrechen der Nationalsozialisten. Aber es erinnert uns auch täglich daran, dass an vielen Orten der Welt heute noch die Menschenrechte missachtet werden. Die ‚Straße der Menschenrechte‘, das Vermächtnis von Dani Karavan, ist unser täglicher Auftrag für die Zukunft.“

„Straße der Menschenrechte“ in Nürnberg, von Dani Karavan.
© Christine Dierenbach, Stadt Nürnberg

Als Karavan sich 1988 entschloss, an einem Wettbewerb im Zusammenhang mit dem Erweiterungsbau des Germanischen Nationalmuseums teilzunehmen, bedeutete dies für ihn nicht nur in künstlerischer Hinsicht eine besondere Herausforderung. Denn auch er hatte einen Teil seiner Familie in der Shoa verloren. Ein Kunstwerk in der ehemaligen Stadt der Reichsparteitage und der Rassegesetze zu schaffen, berührte zutiefst seine eigene Biografie.

Sein Konzept überzeugte auf Anhieb. Nach mehrjähriger Planungs- und Bauzeit konnte Karavan sein Werk am 24. Oktober 1993 in einer bewegenden Feier der Öffentlichkeit übergeben. In seiner Rede fragte der Künstler: „Zeigt nicht die Tatsache, dass dieses Werk sich nahe dem Ort der Reichsparteitage befindet, den Sieg des Menschen über den Nazismus?“

Die „Straße der Menschenrechte“ sei sowohl eine Anklage gegen die Verbrechen der Nationalsozialisten als auch eine zu Stein gewordene Mahnung an die Menschen, dass die Menschenrechte auch heute noch in vielen Staaten der Erde massiv verletzt werden, schrieb die Stadt dazu. „Die Säulenstraße ist eines der wenigen Kunstwerke, das längst auch zur Grundlage für das Handeln von Politik und Gesellschaft in Nürnberg geworden ist. Mit ihrer großen Symbolkraft gab sie den Anstoß für zahlreiche Menschenrechtsaktivitäten Nürnbergs.“

Und in seiner Eröffnungsrede versprach der damalige Oberbürgermeister Dr. Peter Schönlein, die Stadt Nürnberg werde Dani

Karavans Installation als stete Aufforderung begreifen, einen aktiven Beitrag zur weltweiten Durchsetzung der Menschenrechte zu leisten.

Auch Regensburg würdigte den israelischen Künstler. In ihrem Nachruf schrieb Oberbürgermeisterin Gertrud Maltz-Schwarzfischer: „Dani Karavan hat mit dem Kunstwerk am Neupfarrplatz einen Ort geschaffen, der Geschichte und Gegenwart auf hervorragende Weise zusammenbringt und der Regensburg weit über seinen Tod hinaus bereichern wird." Die Stadt werde ihn dafür stets in dankbarer Erinnerung behalten.

Seinen Regensburger „Ort der Begegnung" errichtete Dani Karavan auf den Grundmauern der mittelalterlichen Synagoge. Er erinnert an das Zusammenleben von Christen und Juden, das die Regensburger Stadtgesellschaft seit dem Jahr 981 prägte. Im Jahre 1519 aber war das jüdische Viertel, mit Zustimmung des Stadtrates, dem Erdboden gleich gemacht worden. Bei der Neugestaltung des Neupfarrplatzes 1995 traten die Spuren des Pogroms wieder an die Oberfläche. Dani Karavan bildete den Grundriss der Synagoge künstlerisch nach und vergegenwärtigte damit ein wichtiges Kapitel Regensburger Stadtgeschichte. Im Bereich des ehemaligen Tora-Schrankes der zerstörten Synagoge schrieb der Künstler das hebräische Wort „Misrach", Osten, in den Boden.

Die Bodenskulptur sollte nach dem Willen des Künstlers kein Mahnmal oder Denkmal sein, sondern vielmehr ein Ort des Dialogs, ein Ort zum Singen, Reden, Tanzen und Herumschauen. „Dieses Ziel ist Dani Karavan voll und ganz gelungen", sagt Oberbürgermeisterin Gertrud Maltz-Schwarzfischer. Das Bodenrelief ist bis heute ein lebendiger, bei Groß und Klein beliebter Treffpunkt: Erwachsene sitzen auf den weißen Betonstufen zusammen und unterhalten sich, Kinder spielen auf den Mauern.

Karavans Familie kam aus Polen nach Palästina. Er selbst wurde 1930 schon in Tel Aviv geboren. Sein Vater war Landschaftsarchitekt in seiner jungen Geburtsstadt, deren Stadtbild damals noch „geprägt" werden konnte. Der junge Dani Karavan beschäftigte sich schon sehr früh mit Malerei, später studierte er an der berühmten Bezalel Kunst-Akademie und an ausländischen Kunstschulen.

Nach ersten Arbeiten und Erfolgen in Israel wurde er schon in den 1980er Jahren auch bei uns bekannt. Neben dem Nürnberger Werk entstanden auch bedeutende Skulpturen in Köln, „Maalot" (Stufen), auf dem Kölner Heinrich-Böll-Platz, zwischen dem Dom und dem Rhein und in Düsseldorf die Bodenarbeit „Tzafon" vor dem NRW-Landtag. Internationales Ansehen erwarb er sich auch 1994 im spanischen Grenzort Portbou mit dem Denkmal „Passagen" für den flüchtenden jüdischen Schriftsteller Walter Benjamin.

Dani Karavan in Nürnberg. © Christine Dierenbach, Stadt Nürnberg

„Ort der Begegnung-Misrach" in Regensburg, von Dani Karavan.
© Peter Ferstl, Stadt Regensburg

Juristische Standardwerke

MÜNCHEN. Juristische Standardwerke von Namensgebern, die in der NS-Zeit eine aktive Rolle gespielt haben, werden umbenannt und weitere Namensgeber überprüft.

Dazu erklärte Bayerns Justizminister Georg Eisenreich Ende Juli: „Das ist eine bedeutsame Entscheidung. Die Umbenennung ist notwendig. Namensgeber für Gesetzessammlungen und Kommentare müssen integre Persönlichkeiten sein, keine Nationalsozialisten."

Der Verlag C. H. Beck hatte angekündigt, juristische Standardwerke von Namensgebern, die in der NS-Zeit eine aktive Rolle gespielt haben, umzubenennen. Dazu gehören „Palandt" und „Schönfelder" – der wohl wichtigste Kurzkommentar des Bürgerlichen Gesetzbuchs und die bekannte Gesetzessammlung. Aber auch Theodor Maunz, Begründer des Grundgesetzkommentars Maunz/Dürig. Der bayerische Justizminister, der Antisemitismusbeauftragte der Bayerischen Staatsregierung Dr. Ludwig Spaenle und der Verlag C. H. Beck haben sich hierzu in den vergangenen Monaten vertrauensvoll ausgetauscht. Im Frühjahr hat Minister Eisenreich eine, auch seitens des Verlags C. H. Beck ausdrücklich begrüßte Studie zu den Namensgebern der Standardwerke Palandt und Schönfelder in Auftrag gegeben.

Mit den beiden Standardwerken arbeiten seit Jahrzehnten die überwiegende Zahl der Juristinnen und Juristen u. a. bei Gerichten und Staatsanwaltschaften, bei Behörden oder in Rechtsanwaltskanzleien und Unternehmen. Die beiden Namensgeber Otto Palandt und Heinrich Schönfelder waren in der Zeit des Nationalsozialismus Herausgeber der beiden Standardwerke. Dies wurde in der Öffentlichkeit schon seit längerem kritisch diskutiert. Minister Eisenreich: „Der Verleger Dr. Hans Dieter Beck hat eine klare Entscheidung getroffen, die ich für notwendig halte und ausdrücklich begrüße. Wir tragen in Deutschland eine besondere historische Verantwortung. Antisemitismus und Rechtsextremismus haben in unserer Gesellschaft keinen Platz. Ich halte es daher für unerlässlich, dass das historische Bewusstsein für das nationalsozialistische Unrecht in allen Bereichen geschärft wird. Der NS-Unrechtsstaat und die menschenverachtenden Verbrechen waren auch deshalb möglich, weil sich nicht wenige Juristen, die eigentlich Recht und Gesetz verpflichtet waren, in den Dienst des Regimes gestellt haben. Wir müssen aus dem dunkelsten Kapitel unserer Vergangenheit und dem beispiellosen Zivilisationsbruch lernen und uns mit den gravierenden Folgen eines von rechtsstaatlichen und ethischen Maßstäben losgelösten juristischen Handelns auseinandersetzen."

Der bayerische Justizminister hatte im Frühjahr eine Studie über Otto Palandt (Präsident des Reichsjustizprüfungsamts) und Heinrich Schönfelder bei dem renommierten Institut für Zeitgeschichte (IfZ) unter der Leitung von Professor Andreas Wirsching in Auftrag gegeben. Die Untersuchung erstreckte sich nicht auf Theodor Maunz, Begründer des Grundgesetzkommentars Maunz/Dürig. Seine aktive Rolle in der NS-Zeit wurde bereits wissenschaftlich aufgearbeitet.

Bayerischer Innovationspreis

MÜNCHEN. Bayerns Sozialministerin Carolina Trautner hat im Juli den Startschuss für den „Bayerischen Innovationspreis Ehrenamt 2022" gegeben. Unter dem Motto „Ehrenamt – damit gewinnen wir alle" werden Projekte und Ideen, die das Ehrenamt voranbringen, gesucht. Kreativ, mutig und einzigartig! „Zeigen Sie uns Ihren Blick aufs Ehrenamt! Erzählen Sie uns Ihre Erfolgsgeschichte! Wir suchen Personen, Initiativen und Organisationen mit neuen Ideen rund ums Ehrenamt. Ab sofort können Vorschläge eingereicht werden."

Beteiligen kann sich jeder, der ein innovatives Projekt bereits durchführt oder noch umsetzen möchte. Entscheidend sind fünf Bewertungskriterien: Die Vorschläge müssen innovativ, gemeinwohlorientiert, vorbildlich, auch für andere Engagementfelder geeignet und praktikabel sein. Insgesamt werden elf Preise in den Kategorien „Innovative Projekte" und „Neue Ideen" ausgezeichnet. Die Preisgelder belaufen sich auf insgesamt 75.000 Euro.

„Gerade in schweren Zeiten merken wir besonders, wie wichtig ehrenamtliches Engagement ist. Wir wollen Vorbilder sichtbar machen, die zeigen, dass das Ehrenamt ein großer Gewinn ist, für jeden einzelnen Menschen und für die ganze Gesellschaft", so die Ministerin zum Start der Bewerbungsphase und sie ergänzt: „In Bayern engagiert sich jede und jeder Zweite über 14 Jahren ehrenamtlich für unser Gemeinwesen. Dieses Engagement macht Bayern so lebens- und liebenswert. Unser Land lebt vom Miteinander und von Menschen, die Verantwortung übernehmen. Wo sich Menschen mit Fantasie und Mitgefühl engagieren, gewinnt unsere ganze Gesellschaft. Deswegen freue ich mich auf viele innovative und kreative Ideen!"

Carolina Trautner

Das Motto ist bewusst einfach und knapp formuliert, gibt aber Raum für vielfältige Bewerbungen. Anträge sind bis 17. Oktober 2021 online unter „www.ehrenamt.bayern.de" möglich. Dort sind auch der Flyer und weitere Informationen zum Preis hinterlegt. Die Preisträger sollen im Frühjahr 2022 bei einem Festakt in München ausgezeichnet werden.

Übersetzer-Preis

BERLIN. Der Übersetzer Markus Lemke erhielt Mitte August den mit 10.000 Euro dotierten Deutsch-Hebräischen Übersetzer-Preis für seine Übersetzung des Romans „Über uns“ des israelischen Schriftstellers Eshkol Nevo, teilte die Bundesregierung mit. Gemeinsam mit dem Geschäftsträger der israelischen Botschaft, Aaron Sagui, verlieh Kulturstaatsministerin Monika Grütters im Bundeskanzleramt auch Preise an die israelische Autorin Liora Heidecker für die Übertragung von Else Lasker-Schülers „Der Prinz von Theben“ und an Yahin Onah für dessen Übersetzung der Biografie „Goebbels“ von Peter Longerich.

Wegen der Pandemie konnte der israelische Kulturminister Hili Tropper nicht anreisen, beteiligte sich jedoch mit einem digitalen Grußwort an der Veranstaltung. Ursprünglich sollten die Preise bereits 2019 vergeben werden.

Die drei Preisträgerinnen und Preisträger wurden durch zwei unabhängige Fachjurys ausgewählt – eine auf deutscher und eine auf israelischer Seite. Lemke gelinge es hervorragend, den psychologisch reflektierenden Erzählstil des Autors ins Deutsche zu übertragen. Er beleuchte das Innenleben dreier Menschen und lasse uns so am Alltag im heutigen Israel teilhaben, heißt es in der Jurybegründung über den Preisträger.

Kulturstaatsministerin Grütters würdigte die Arbeit der drei Übersetzerinnen und Übersetzer als „wichtigen Beitrag für die Annäherung zwischen Deutschland und Israel“. Übersetzerinnen und Übersetzer leisteten mit ihrer Arbeit nicht nur viel für das einzelne Werk, so die Ministerin bei der Preisverleihung. „Sie ermöglichen ein wechselseitiges Verstehen zwischen Kulturen und bereiten damit den Weg für Empathie und Verständigung. So haben sie in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten auch viel zur Annäherung von Deutschland und Israel beigetragen“, betonte Grütters.

Der Deutsch-Hebräische Übersetzerpreis ist eine gemeinsame Initiative der deutschen Kulturstaatsministerin und des israelischen Kulturministeriums. Er wurde 2015 anlässlich des 50. Jubiläums der Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen Deutschland und Israel ins Leben gerufen. Die Auszeichnung soll die Sprach- und Interpretationskunst der Übersetzerinnen und Übersetzer in beiden Ländern sichtbar machen und ihre Vermittlungsleistung würdigen.

bere

Sie signiert ihre Zeichnungen mit ihrem Vornamen und einem fünfzackigen Stern. Die israelische Karikaturistin Friedel Stern, geboren 1917 in Leipzig und gestorben 2006 in Tel Aviv, war eine bekannte und gefragte Zeichnerin. Im israelischen „Museum für Cartoons und Comics“ in Holon gehört die „Friedel-Stern-Sammlung“ zu den wichtigsten Museums-Beständen. Daraus machte der Verlag Hentrich & Hentrich seinen neuen Jüdischen Kalender 5782/5783. Er ist wieder praktisch aufgebaut, enthält die 16 Monate von September 2021 bis Dezember 2022, alle jüdischen Feiertage und auch die Festtage in Deutschland. Mit den Zeichnungen von Friedel Stern ist der Kalender ein inspirierender Begleiter durch das jüdische Jahr. *bere.*

www.hentrichhentrich.de, ISBN: 978-3-95565-478-8, 15,00 €.

Aaron Sagui, Geschäftsträger der Israelischen Botschaft in Berlin, (links) übergab gemeinsam mit Kulturstaatsministerin Grütters den Preis an den Übersetzer Markus Lemke (rechts). Foto: Sebastian Bolesch / BKM

20. Juli 2021 – Bundeswehr-Gelöbnis

Bekämpfung des Antisemitismus durch Teilhabe

Auch an das missglückte Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 erinnernd, legten 101 Rekrutinnen und Rekruten der Bundeswehr bei einem feierlichen Appell im Berliner Bendlerblock in diesem Jahr am 20. Juli ihr traditionelles Gelöbnis zu Beginn ihres Wehrdienstes ab. Die Soldatinnen und Soldaten gelobten öffentlich, „der Bundesrepublik Deutschland treu zu dienen und das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes tapfer zu verteidigen".
Das Wachbataillon beim Bundesministerium der Verteidigung führte durch das Feierliche Gelöbnis unter Leitung von Oberstleutnant Kai Beinke. Das Musikkorps der Bundeswehr unter Leitung von Oberstleutnant Christoph Scheibling begleitete musikalisch.
Die Gelöbnisansprache hielt die Bundesministerin der Verteidigung, Annegret Kramp-Karrenbauer. Als Ehrengast sprach der Präsident des Zentralrates der Juden in Deutschland, Dr. Josef Schuster. Wir dokumentieren die beiden Reden in Auszügen. **bere**

Redeauszug der Bundesministerin der Verteidigung, Annegret Kramp-Karrenbauer, beim Feierlichen Gelöbnis der Bundeswehr am 20. Juli 2021 am Bendlerblock in Berlin

Wir sind an einem historischen Tag hier am Bendlerblock in Berlin zum Feierlichen Gelöbnis zusammengekommen. Unsere ersten Gedanken und Worte gelten heute aber denen, die in den letzten Tagen auf so furchtbare Art und Weise Opfer der Flutkatastrophe in Deutschland geworden sind – in Nordrhein-Westfalen, in Rheinland-Pfalz, in Bayern und in Sachsen.
Wir denken an diejenigen, die ihr Leben verloren haben, an die, die ihre Lieben schmerzlich vermissen, an die, die ohne Hab und Gut dastehen, aber wir denken auch an die, die in den letzten Tagen und Stunden geholfen haben und noch immer helfen.
Vor wenigen Tagen sprach ich im Erftkreis in der Nähe von Köln mit Soldatinnen und Soldaten im Krisengebiet. Sie sind ein Teil der Menschen, die Tag und Nacht im Einsatz sind, die nach Vermissten suchen, die Straßen räumen, die Lebensmittel, Wasser und Hilfsgüter bringen. Inmitten der Krise bin ich stolz auf unsere Männer und Frauen in Uniform. Die Soldatinnen und Soldaten stehen den Menschen in schwerster Not zur Seite, sie dienen unserem Land, sie schützen unsere Heimat. Das ist unsere Aufgabe. Und wir werden weiterhin helfen, solange wir gebraucht werden … Die Hilfe der Bundeswehr bei Naturkatastrophen und in der Corona-Pandemie ist nur ein Teil der soldatischen Wirklichkeit, die Sie erwartet.

Auslandseinsatz

Wenn ich heute hier in Ihre Gesichter blicke, dann denke ich auch an unsere Kameradinnen und Kameraden, die gerade in Mali im Einsatz sind. Kurz nach dem Selbstmordanschlag auf unsere Truppe traf ich sie in Gao. Viele von ihnen sind jung, nicht viel älter als Sie, nicht wenige sind zum ersten Mal im Auslandseinsatz.

Verteidigungs-Ministerin Annegret Kramp-Karrenbauer

Manchen stand der Schock über das Erlebte noch ins Gesicht geschrieben. Sie sind weit weg von zuhause, sie erleben die Realität bewaffneter Konflikte und des islamistischen Terrorismus. Sie stehen dort in der Sahel-Zone für die Werte und Interessen Deutschlands, Europas und der internationalen Gemeinschaft ein … Diese Soldaten haben Deutschland treu gedient.
Das Gedenken an sie und alle Gefallenen, der Blick auf den Einsatz in Mali … führt uns noch einmal ganz deutlich vor Augen, was die eigentliche Aufgabe von Soldatinnen und Soldaten ist: Durch militärische Präsenz und Stärke Raum für politische Lösungen zu schaffen und notfalls dazu bereit sein, für Recht und Freiheit zu kämpfen.
Der Einsatz der Bundeswehr in Afghanistan ist zu Ende. Die Männer und Frauen der Bundeswehr können stolz sein, denn sie haben alle Aufträge erfüllt, die der Deutsche Bundestag ihnen gegeben hat. Wir werden diesen Einsatz der Soldatinnen und Soldaten aller Kontingente … gemeinsam würdigen: mit einem Gedenken für die Gefallenen und Getöteten, die körperlich und seelisch Verwundeten am Ehrenmal der Bundeswehr, mit einem Abschlussappell hier am Bendlerblock, mit einer Rede des Bundespräsidenten, mit einem Empfang durch den Bundestagspräsidenten und einem Großen Zapfenstreich vor dem Deutschen Bundestag, an dem auch die Bundeskanzlerin teilnehmen wird.

Mit klarem Blick

Mit diesem klaren Blick auf alle Aspekte der soldatischen Wirklichkeit in Afghanistan, in Mali und Litauen, im Kampf gegen die Corona-Pandemie und der Hilfe in der Flut werden Sie heute geloben, der Bundesrepublik Deutschland „treu zu dienen" und das „Recht und die Freiheit des Deutschen Volkes tapfer zu verteidigen". Ich danke Ihnen ganz persönlich für diesen Schritt.
Es ist sehr schade, dass wegen der Corona-Pandemie … Ihre Eltern, Familien und Freunde, Abgeordnete des Bundestages und Ehrengäste heute an diesem besonderen Tag nicht persönlich hier sein dürfen. Ich kann Ihnen aber versichern: Ihre Eltern, Ihre Familien und Freunde, wir alle sind sehr stolz auf Sie.
Denn Sie stehen bei diesem Feierlichen Gelöbnis beispielhaft für alle Soldatinnen und Soldaten der Bundeswehr, die unserem Land dienen, die bereit sind zu kämpfen, wenn es sein muss, die den Menschen in der Pandemie und in Naturkatastrophen helfen, und die unsere Heimat schützen!

Wir feiern das Gelöbnis heute an einem besonderen Tag, dem 20. Juli. Heute vor 77 Jahren fand hier, an dem Ort, an dem wir heute stehen, ein verzweifelter und später Versuch statt, Deutschland von der Schreckensherrschaft des Nationalsozialismus zu befreien. Oberst Claus Schenck Graf von Stauffenberg und seine Mitverschwörer wollten Adolf Hitler, den Diktator, auf den sie persönlich vereidigt waren, töten. Die Männer des 20. Juli wollten einen Umsturz herbeiführen, der Deutschland eine neue Regierung geben und den Krieg beenden sollte.

Andere haben uns befreit

Dieser Versuch scheiterte. Die Befreiung vom Nationalsozialismus gelang den Deutschen nicht aus eigener Kraft. Andere haben uns befreit. Es bleibt dennoch der Triumph Stauffenbergs und seiner Mitverschwörer, dass der 20. Juli bis heute Sinn stiftet. Der 20. Juli und der Widerstand gegen Hitler gehören zur DNA der Bundeswehr. Henning von Tresckow, der Kopf des militärischen Widerstandes, ahnte diese historische Wirkung voraus. Er hielt die Chancen des Umsturzversuches auf Erfolg für gering. Doch Tresckow sah allein in dem Versuch einen hohen moralischen Wert.

Seine Gedanken wurden berühmt: Es komme nicht mehr darauf an, ob das Attentat gelinge, sondern nur noch darauf, dass der deutsche Widerstand den Versuch gewagt habe, um vor der Geschichte zu bestehen. Wörtlich schrieb Tresckow: „Wir müssen es tun, auch wenn es nicht glückt. Denn es darf später nicht heißen: Es ist niemand gegen dieses Unrecht aufgestanden."

Tresckow wusste, dass ein zukünftiges Deutschland nach der vollständigen Katastrophe, dem moralischen Bankrott und der kaum ermesslichen Schuld eines Tages eigene Quellen brauchen würde, um daraus Kraft für ein Weiterleben zu schöpfen. Für ein Weiterleben in Frieden mit sich selbst und anderen. Tresckow ahnte, dass wir hier eines Tages stehen würden. Der 20. Juli ragt aus dem Grauen des sogenannten Dritten Reiches heraus, damit wir uns daran aufrichten können.

Charakterstärke

Rekrutinnen und Rekruten, wenn Sie heute geloben, das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes tapfer zu verteidigen, dann besteht eine direkte Verbindung zu Stauffenberg und Tresckow. Auch auf Sie ganz persönlich können schwierige Fragen zukommen. Auch Sie werden als Staatsbürger in Uniform in manchen Situationen ihr Gewissen prüfen müssen. Auch von Ihnen erwarten wir Charakterstärke, Kenntnisse der Geschichte und politische Bildung. Denn: Gehorsam in der Bundeswehr steht immer unter dem Vorbehalt des Gewissens.

Ihre Treue geloben Sie heute nicht einer Person, sondern unserem demokratischen, freiheitlichen Gemeinwesen und seiner Rechtsordnung. Das ist das Erbe des 20. Juli, das Ihnen nun anvertraut wird. Bewahren Sie es fest und gut in Ihren Köpfen und in Ihren Herzen.

Wenn heute am 20. Juli Vergangenheit und Zukunft zusammentreffen, dann entsteht Spannung. Bei kaum einem Thema begegnet uns diese Spannung so intensiv wie bei der Frage nach den soldatischen Tugenden – bei Begriffen wie Heimat, Pflicht, Ehre, Stolz und Treue, die auch für die Verschwörer des 20. Juli eine große Bedeutung hatten.

Diese Worte sind in der Geschichte von jenen, die auch Stauffenberg und Tresckow ermordeten, auf das Schrecklichste missbraucht und in ihr Gegenteil verkehrt worden. Manche Extremisten nutzen diese Begriffe auch heute als Signale für bösartige und zerstörerische Absichten. Vielleicht lösen diese Worte bei einigen heute auch deshalb noch Unbehagen aus. Doch wir dürfen und wir werden das nicht zulassen.

Denn: Heimat tragen wir in der Bundeswehr im Herzen, Heimat ist eine Idee des Dazugehörens und des Geborgenseins – nicht der Ausgrenzung, unter Pflicht verstehen wir unsere Pflicht zur Wachsamkeit für die Freiheit und die Demokratie, Ehre verweist bei uns auf das gute Ansehen, dass wir nur haben können, wenn wir richtig handeln, Stolz heißt für uns, dass wir selbstbewusst auf das schauen, was wir können und auf das, was wir leisten, auch unter schweren, manchmal schwersten Bedingungen und Treue heißt für uns unbedingte Verfassungstreue und Solidarität mit unseren Mitmenschen.

Wofür wir dienen

Diese Werte, diese elementaren Bestandteile des menschlichen Miteinanders leiten uns in der Bundeswehr. Jeder einzelne von uns ist dafür jeden Tag mit seiner Haltung und seinem Handeln gefragt. Der Inspekteur des Heeres wies erst gestern treffend darauf hin: Es ist wichtig, wofür wir dienen. Und es macht den Unterschied, wie wir dienen. In der Bundeswehr gibt es für Extremismus, sexuelle Übergriffe und Mobbing keinen Platz.

Und wir lassen im Übrigen auch den Begriff „Widerstand" nicht umdeuten, sondern halten ihn in Ehre für diejenigen, die gegen ein verbrecherisches Regime aufbegehrt haben und dafür ihr Leben gelassen haben.

Am vergangenen Sonntagabend leuchtete das Rathaus in Tel Aviv in Israel in den deutschen Farben Schwarz-Rot-Gold. Was für ein starkes Zeichen der Solidarität mit den Flutopfern! Und im Angesicht unserer Geschichte ein kleines Wunder. Heute stieß ich im Internet zufällig auf ein kleines Bild, dass mich in diesem Zusammenhang sehr bewegt hat. Auf dem alten Foto aus dem Jahr 1916 sind etwa 50 junge jüdische Soldaten in der deutschen Armee zu sehen. Stolz und freundlich sehen sie aus. Sie haben um eine Chanukkia herum Aufstellung genommen, einen festlichen, geschwungenen Kerzenleuchter. Sie begehen in Uniform gemeinsam das Chanukka-Fest. Vermutlich haben diese jungen jüdischen Soldaten dieses Foto ihren Eltern und Angehörigen mit der Feldpost geschickt.

Militärrabbiner

Dieses kleine alte Foto erinnert uns daran, dass für die vielen Juden, die damals in der deutschen Armee dienten, ihre

Fotos (4): Sebastian Wilke/Bundeswehr;

deutsche Heimat und die Begriffe Pflicht, Ehre, Stolz und Treue etwas ganz Selbstverständliches waren. Viel unfassbar Böses und Grauenvolles ist passiert, seitdem dieses Foto aufgenommen wurde: Ausgrenzung, Hass, Gewalt und Mord. Der Historiker Joachim Fest wies später darauf hin, dass auch für viele der Verschwörer des 20. Juli der grausame Massenmord an den Juden ein Beweggrund für ihr Handeln war.
Heute hat Antisemitismus in der Bundeswehr keinen Platz. Und wo er versucht, Fuß zu fassen, treten wir ihm entschieden entgegen. Jüdinnen und Juden gehören ganz selbstverständlich zu uns – in Deutschland und deswegen auch in der Bundeswehr.
Ich freue mich sehr, dass wir nach mehr als 100 Jahren wieder eine jüdische Militärseelsorge in der Bundeswehr haben. Eine Menora, ein festlicher Kerzenleuchter, ganz ähnlich wie auf dem Foto der jungen jüdischen Soldaten von 1916, sieht man im Mittelpunkt der Fotos aus der Leipziger Synagoge, wo wir im Juni den ersten neuen Militärrabbiner ins Amt einführten.
Ich danke den jüdischen Glaubensgemeinschaften und Dr. Schuster persönlich für das Vertrauen. Und ich freue mich sehr, dass er als Ehrengast heute persönlich zu uns sprechen wird.
77 Jahre nach dem gescheiterten Atten-tat auf Hitler stehen heute auf den Schultern Stauffenbergs und Tresckows hier junge Menschen, die geloben werden, einem anderen, einem besseren Staat zu dienen und ihn zu schützen. Einem Staat, der seine Kraft auch aus dem 20. Juli schöpft.
Rekrutinnen und Rekruten, ich wünsche Ihnen für Ihren Dienst für unser Land und für Ihre Laufbahnen in der Bundeswehr von ganzem Herzen allzeit Soldatenglück und Gottes Segen.

Rede des Präsidenten des Zentralrats der Juden in Deutschland, Dr. Josef Schuster, beim Feierlichen Gelöbnis der Bundeswehr am 20. Juli 2021 in Berlin.

Der 20. Juli 1944 soll ein recht grauer und schwüler Sommertag gewesen sein. Er begann für einige Menschen voller Hoffnung – mit der Hoffnung, dass es endlich gelingen möge, Hitler zu töten. Diese Hoffnung war sicherlich auch von Angst begleitet. Doch die eigenen Ängste stellten alle Beteiligten zurück. Der Tag endete grausam in diesem Hof.
Kurz nach Mitternacht wurden hier vier Männer ermordet, weil sie ihrem Gewissen gefolgt waren und sich gegen die Nazi-Diktatur gestellt hatten: der 55-jährige General Friedrich Olbricht, Oberst Claus Graf Schenk von Stauffenberg, damals 37 Jahre alt, der 39-jährige Oberst Albrecht Ritter Merz von Quirnheim und Oberleutnant Werner von Haeften, 37 Jahre alt. Generaloberst a. D. Ludwig Beck, der eine zentrale Rolle in diesem Kreis spielte, war zuvor hier nach einem missglückten Selbsttötungsversuch erschossen worden. In den folgenden Wochen wurden im Zusammenhang mit dem Attentat rund 200 weitere Menschen hingerichtet, etwa 600 verhaftet.

Das letzte Kriegsjahr

1944 hatten meine Eltern und meine Großeltern väterlicherseits bereits das rettende Palästina erreicht. Meine Großeltern mütterlicherseits schafften es nicht mehr. Sie wurden in Auschwitz ermordet. Vom Juli 1944 bis zur Befreiung des Vernichtungslagers am 27. Januar 1945 durch die Rote Armee sind noch knapp 200.000 Menschen nach Auschwitz deportiert worden. Und dies trotz der sich abzeichnenden militärischen Niederlage. In diesem letzten Kriegsjahr hätten noch unendlich viele Menschenleben gerettet werden können, wenn das Attentat vom 20. Juli 1944 geglückt wäre.
Und dennoch, trotz dieses Fehlschlags, blicken wir heute mit tiefem Respekt auf die Widerstandskämpfer des 20. Juli und auf alle Frauen und Männer, die es damals wagten, sich gegen das verbrecherische NS-Regime zu erheben.

Zentralratspräsident Dr. Josef Schuster

Bewusst sage ich, dass wir mit Respekt auf die Widerstandskämpfer schauen. Respekt bedeutet nicht, sie als Helden zu verehren oder auf einen Sockel zu stellen. Das hielte ich für falsch. Respekt bedeutet, ihr Handeln und ihren Mut anzuerkennen, auch wenn ihre Biografien mitunter Brüche und Widersprüche aufweisen. Nicht wenige ließen sich zuerst von Hitlers Politik einfangen und erkannten erst nach einer gewissen Zeit den wahren Charakter seiner Ideologie. Manche wandten sich erst ab, als sie Zeugen von Verbrechen der Nazis wurden.

Respekt

Wie wir alle waren auch die Widerstandskämpfer nicht unfehlbar. Im Gegensatz zu den allermeisten Menschen damals waren sie jedoch nicht bereit, weiter mitzumachen oder stillschweigend wegzusehen. Sie riskierten für ihr Widerstehen ihr Leben und bezahlten auch häufig mit ihrem Leben dafür. Einige der Widerstandskämpfer waren auch keine Demokraten in dem Sinne, wie es unserem heutigen Verständnis entspricht. Es ist legitim, ihr Handeln bei allem Respekt kritisch zu betrachten. Dazu gehört auch der Antisemitismus, der sich bei dem ein oder anderen Widerstandskämpfer durchaus findet, und der benannt werden sollte.
Man sollte jedoch alles in den Blick nehmen, um diesen Menschen gerecht zu werden. Ich möchte Ihnen eine kurze Passage aus dem Entwurf einer Regierungserklärung wiedergeben. Diese Regierungserklärung hatten General Ludwig Beck und Carl Friedrich Goerdeler für den Fall eines geglückten Putsches verfasst.
Dort heißt es: „Die Konzentrationslager werden aufgelöst, die Unschuldigen entlassen, Schuldige dem ordentlichen gerichtlichen Verfahren zugeführt werden. (…) Zur Sicherung des Rechts und des Anstandes gehört die anständige Behandlung aller Menschen. Die Judenverfolgung, die sich in den unmenschlichsten und unbarmherzigsten, tief beschämenden und gar nicht wieder gutzumachenden Formen vollzogen hat, ist sofort eingestellt."
Die Verbrechen der Shoa sind hier klar benannt. Das gilt es zu würdigen. Wir sollten uns zur Einordnung in Erinnerung rufen, dass es nach dem Krieg sehr viele Deutsche gab, die behaupteten, nichts gewusst zu haben oder alle Schilderungen der Shoa als übertrieben abwerteten. Es war eine besondere Geste der Versöhnung, als 2001 Paul Spiegel sel. A. hier beim Gelöbnis eine Rede hielt. Zum ersten Mal sprach damit ein Präsident des Zentralrats der Juden bei dieser Zeremonie.

Jüdische Seelsorge

Der Anblick deutscher Uniformen war in der Nachkriegszeit für die Shoa-Überlebenden unerträglich. Der Dienst in der

Bundeswehr für die meisten Juden undenkbar. Doch über die Jahrzehnte hatte sich vieles gewandelt. Daher machte Paul Spiegel diesen Schritt auf die Bundeswehr zu. 20 Jahre später sind wir auf diesem Weg weitergegangen und haben vor wenigen Wochen ebenfalls einen historischen Schritt vollzogen:
Ende Juni wurde in Leipzig Zsolt Balla als erster Militärbundesrabbiner in sein Amt eingeführt. In Kürze sollen weitere Militärrabbiner folgen. Jüdische Seelsorge in der Bundeswehr – das war selbst 2001 noch weit weg. Ich bin überzeugt, dass es der richtige und ein wichtiger Schritt ist. Rabbiner Balla hat übrigens heute auch an einem Bundeswehr-Gelöbnis teilgenommen, in Leipzig in der General-Olbricht-Kaserne. Ich denke, das Symbol spricht für sich.
Und so, sehr geehrte Rekrutinnen und Rekruten, hat es auch einen sehr hohen Symbolcharakter, dass Sie ausgerechnet an einem Tag vereidigt werden, an dem wir an Soldaten erinnern, die ihren soldatischen Eid gebrochen haben. Sie hatten auf Adolf Hitler geschworen und haben letztlich alles daran gesetzt, ihn zu töten. Nicht wenige Deutsche betrachteten sie damals und noch Jahre nach dem Krieg als Verräter.

Gewissen und Verantwortung

Was bedeutet es, dass Sie gerade heute Ihren Eid leisten, das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes zu verteidigen? Zur Beantwortung möchte ich noch einmal General Ludwig Beck zitieren, aus einem Vortrag, den er 1938 hielt: „Ihr soldatischer Gehorsam hat dort eine Grenze, wo ihr Wissen, ihr Gewissen und ihre Verantwortung die Ausführung eines Befehls verbietet."
Diesen Gedanken halte ich für ganz wesentlich. In die heutige Zeit übersetzt, könnten wir sagen: Wo Sie in Ihrem Handeln als Soldaten gegen die Grundrechte verstoßen müssten, ist die Grenze des Gehorsams erreicht. Denn Sie sind nicht nur Soldaten. Sie sind auch Bürger. Staatsbürger in Uniform. Und daher ist es kein Widerspruch, wenn wir von Ihnen einfordern, was für alle Bürger gilt: Zivilcourage.
Wir haben das Glück, nicht in einer Diktatur, sondern in einem demokratischen Rechtsstaat zu leben. Bei uns entscheidet nicht ein Alleinherrscher über Militäreinsätze, sondern das Parlament. Sie können daher als Bundeswehr-Soldaten davon ausgehen, dass Sie nie in die Situation kommen werden, Ihren Eid brechen zu müssen oder gewaltsamen Widerstand leisten zu müssen.
Doch Situationen, in denen es gilt, eine Kameradin oder einen Kameraden vor Übergriffen zu schützen, oder nicht einfach wegzuhören, wenn jemand rechtsextreme Sprüche von sich gibt – auf die werden Sie treffen. Welche Vorfälle erst in jüngster Zeit bekannt wurden, muss ich hier nicht wiederholen. Sie wissen, was ich meine. Der einstige Kanzler Otto von Bismarck stellte die Zivilcourage dem militärischen Mut des Soldaten im Kampf gegenüber.

Haltung zeigen

Sie, verehrte Rekrutinnen und Rekruten, brauchen beides: Mut in Einsätzen und Zivilcourage in Ihrem Alltag, in der Kaserne und Zuhause. Vor allem in Auslandseinsätzen sind Ihr Mut und Ihre Umsicht gefordert. Was Sie dort leisten, wird hierzulande oft zu wenig gewürdigt. Zivilcourage ist überall vonnöten. Paul Spiegel sagte in seiner Rede beim Gelöbnis vor 20 Jahren: „Wer wieder wegschaut, wer wieder verharmlost oder meint, all das gehe ihn nichts an, macht sich schuldig – in unserer Gesellschaft und auch in der Bundeswehr."
Die Bundeswehr kann für sich in Anspruch nehmen, die Armee einer Demokratie zu sein. Eine demokratische Armee ist sie aber erst, wenn ihre Soldatinnen und Soldaten diese Haltung zeigen: Einzustehen für die demokratischen Werte, den Mund aufzumachen gegen Antisemitismus, Rassismus, Sexismus und andere Formen der Menschenfeindlichkeit. Das darf nie auf Toleranz stoßen! Nie auf Schweigen und Wegsehen. Erst recht nicht auf Mitmachen!
An diesem Tag, an dem wir der Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus gedenken, gilt es zu fragen, ob heute unsere Demokratie, unsere Freiheit eigentlich die Wertschätzung genießen, die angemessen wäre. Für Teile unserer Gesellschaft muss man das leider verneinen. Auf ein Phänomen, das mich besonders verstört, möchte ich noch kurz eingehen.

In den zurückliegenden anderthalb Jahren waren Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus so präsent in der Öffentlichkeit wie lange nicht. Wir mussten zahlreiche Demonstrationen von Corona-Leugnern und sogenannten Querdenkern erleben, die sich mit der „Weißen Rose" verglichen und sich in einer Corona-Diktatur wähnten.

Wertschätzung der Demokratie

Ich habe alles andere als ein Interesse, mit diesen Menschen in ein Gespräch zu treten. Doch ich würde sie gerne einmal hierherführen. Oder in die Gedenkstätte Plötzensee. Damit sie sehen, was Widerstand gegen eine der unmenschlichsten Diktaturen, die es je gab, wirklich bedeutete.
Es ist infam und abstoßend, dass sich Bürger unseres Landes, die alle Vorzüge des demokratischen Rechtsstaats genießen, erdreisten, den Widerstand gegen die Nationalsozialisten so zu instrumentalisieren. Sie treten das Erbe der Widerstandskämpfer mit Füßen!
Es liegt in unserer Verantwortung als Bürger, als Soldaten, diese Anmaßung nicht zu tolerieren. Diese Menschen müssen spüren, dass sie mit ihrer Meinung isoliert sind. Ihnen sollte überall Einhalt geboten werden, auf der Straße und im Internet. Auch in den sozialen Medien gilt es, Zivilcourage zu zeigen gegen den Hass, der dort verbreitet wird.
Im vergangenen Jahr wurde eine repräsentative Umfrage zur Haltung der Deutschen zum Nationalsozialismus veröffentlicht, die die Wochenzeitung „Die Zeit" in Auftrag gegeben hatte. Darin war zwar etwas mehr als die Hälfte der Befragten der Ansicht, dass die Masse der Deutschen keine Schuld hatte an den Verbrechen der Nationalsozialisten, sondern nur einige Verbrecher, die den Krieg angezettelt und die Juden umgebracht hätten.

Mut und Zivilcourage

Doch eine deutliche Mehrheit, nämlich 77 Prozent, waren zugleich der Meinung, dass die Auseinandersetzung mit der NS-Zeit angesichts jüngster Entwicklungen so wichtig sei wie eh und je. Ich wünsche mir, dass Sie, als junge Soldatinnen und Soldaten der Bundeswehr, zu diesen 77 Prozent gehören. Dass Sie nicht nur verstehen, warum Sie dieses Wissen über den Nationalsozialismus haben müssen, sondern dass Sie auch aus diesem Wissen heraus handeln – mit militärischem Mut im Einsatz und Zivilcourage im Alltag für eine demokratische Armee. Ich gratuliere Ihnen zu Ihrer heutigen Vereidigung und wünsche Ihnen alles Gute!

SCHANA TOWA

Zu Rosch Haschana 5782
wünschen wir allen unseren Mitgliedern, Freunden
und Bekannten im In- und Ausland
ein erfolgreiches und glückliches neues Jahr.

Jüdische Gemeinde Regensburg

Der Landesausschussvorsitzende
der Jüdischen Gemeinden in Bayern
wünscht allen Gemeinden und deren Mitgliedern
ein friedliches, frohes und gesundes neues Jahr.

לשנה טובה תכתבו

Jo-Achim Hamburger

Allen unseren Mitgliedern
und allen Juden in Bayern und der ganzen Welt
wünschen wir ein gesegnetes neues Jahr 5782.

Israelitische Kultusgemeinde Augsburg

Alles Gute zum neuen Jahr 5782
den jüdischen Gemeinden in Deutschland,
dem Landesverband der Israelitischen
Kultusgemeinden in Bayern und
dem Zentralrat wünscht

Israelitische Kultusgemeinde Bamberg K.d.ö.R.

Allen unseren Mitgliedern
und allen Juden in Bayern und der ganzen Welt
wünschen wir ein gesegnetes neues Jahr.

Israelitische Kultusgemeinde Bayreuth

Allen unseren Mitgliedern
sowie den Mitgliedern unserer Nachbargemeinden
und allen Verwandten, Freunden und Bekannten
im In- und Ausland
wünschen wir ein glückliches neues Jahr.

Israelitische Kultusgemeinde Straubing

Jüdische Gemeinde Weiden

Schana Towa 5782

Die besten Wünsche zum Neujahr
an alle Mitglieder und alle, die uns kennen,
mit uns zusammenarbeiten und uns mögen.

Der Vorstand

Die Israelitische Gemeinde Würzburg

übermittelt allen ihren Mitgliedern,
Freunden und Bekannten
die besten Neujahrswünsche!

Allen unseren Mitgliedern sowie
den Mitgliedern unserer Nachbargemeinden,
Freunden und Bekannten wünschen wir
Glück und Frieden zum neuen Jahr.

Israelitische Kultusgemeinde Amberg

Vorstand IKG Amberg
Ignaz Berger, Alexander Iolowitsch, Rabbiner Elias Dray

SCHANA TOWA

wünschen wir allen unseren Gemeinden,
dem Landesverband
und allen Freunden und Gönnern unserer Gemeinde.

Israelitische Kultusgemeinde Erlangen

Wir wünschen allen Gemeindemitgliedern,
Freunden und Bekannten
ein gesundes, gutes und süßes neues Jahr 5782.

שנה טובה ומתוקה

Vorstand der Israelitischen Kultusgemeinde Hof
Dr. Jakob Gonczarowski
1. Vorsitzender

Statt Karten

Die Israelitische Kultusgemeinde Fürth

wünscht dem Zentralrat, dem Landesverband,
den jüdischen Gemeinden in Deutschland
und unseren Mitgliedern
ein gesegnetes, friedliches und gesundes Jahr 5782.

לשנה טובה תכתבו ותחתמו

Allen Freunden und Bekannten
wünschen wir ein gesundes neues Jahr!

לשנה טובה תכתבו

Ilse Ruth Snopkowski
Familie Dr. Peter Snopkowski
Familie Dr. Jona Snopkowski-Bigagli

Allen unseren Verwandten, Freunden und Bekannten
übermitteln wir auf diesem Wege
zum neuen Jahr
unsere herzlichsten Glück- und Segenswünsche.

Familie Karin und Bernhard Offman

לשנה טובה תכתבו

Allen Verwandten, Freunden und Bekannten
im In- und Ausland die besten Glück- und Segenswünsche
zum neuen Jahr 5782.

Familie Michael Trüger
Regensburg

Die »Gesellschaft zur Förderung
jüdischer Kultur und Tradition e.V.«

wünscht allen Mitgliedern
und Freunden im In- und Ausland
ein gesundes neues Jahr!

לשנה טובה תכתבו

Ein gesundes und glückliches neues
Jahr 5782 wünschen Ihnen

die Mitarbeiter
des Landesverbandes der Israelitischen
Kultusgemeinden in Bayern KdöR

SCHANA TOWA UMETUKA

Ein glückliches und süßes neues Jahr 5781
wünscht Ihnen

Der Trägerverein und das Museumsteam
des Jüdischen Museums Franken –
Fürth, Schnaittach und Schwabach

SCHANA TOWA!

Ein glückliches und gesundes neues Jahr 5782
wünscht Ihnen

das Johanna-Stahl-Zentrum
für jüdische Geschichte und Kultur in Unterfranken
Würzburg

Wir wünschen allen Jüdinnen und Juden
in Augsburg, Bayern und der ganzen Welt
ein gutes und süßes neues Jahr 5782.

שנה טובה ומתוקה

Das Team des
Jüdischen Museums Augsburg Schwaben

Wir wünschen allen unseren Freunden,
Verwandten und Bekannten
ein gutes und gesundes neues Jahr.

Le'Schana Towa Tikatewu We'Techatemu

Familie Wladimir Barskyy, Regensburg

Wir wünschen dem Vorstand und den
Mitgliedern der Jüdischen Gemeinde Regensburg
sowie allen Bekannten
ein frohes und gesundes neues Jahr.

Schana towa, tikotewu w'tichoteimu

Familie Soroka und Semmler
Regensburg

Zum neuen Jahr allen Freunden, Verwandten und
Bekannten die herzlichsten Glückwünsche
„LESCHANAH TOVA TIKATEVU –
möget ihr eingeschrieben werden für ein gutes Jahr"

Familie Mazo, Augsburg

Statt Karten

Zu den Hohen Feiertagen
entbieten wir allen unseren Verwandten,
Freunden und Bekannten
die besten Glück- und Segenswünsche!

Felix Gothart, Bayreuth

Allen Freunden, Verwandten und Bekannten
wünschen wir ein frohes
und gesundes Jahr.

Schana towa, tikotewu w'tichoteimu

Jakov Denyssenko, Regensburg

Wir wünschen allen unseren Freunden,
Verwandten und Bekannten
ein gutes und gesundes neues Jahr.

Schana towa, tikotewu w'tichoteimu

Genia Danziger und Familie David Danziger
Regensburg

לשנה טובה תכתבו ותחתמו
תזכו לשנים רבות טובות ונעימות

Allen unseren Freunden im In- und Ausland
möchten wir auf diesem Wege unsere besten Wünsche
anlässlich Rosch Haschana 5782 zum Ausdruck bringen.

Familie Dr. Asher Khasani

Statt Karten

Allen Verwandten, Freunden und Bekannten
im In- und Ausland entbieten wir auf diesem Wege
die besten Glück- und Segenswünsche
zum neuen Jahr!

לשנה טובה תכתבו

Familien Ignaz Berger, Michael Berger und Elias Dray,
Amberg

Zum neuen Jahr
senden wir allen Freunden
und Bekannten im In- und Ausland
die herzlichsten Glückwünsche!

Schana towa!

Familie Brenner

Wir wünschen allen unseren Freunden,
Verwandten und Bekannten
ein gutes und gesundes neues Jahr.

Schana towa, tikotewu w'tichoteimu

Familie Kuzenko, Regensburg

Allen unseren Verwandten, Freunden und Bekannten
im In- und Ausland senden wir auf diesem Wege
unsere herzlichsten Glück- und Segenswünsche
zum neuen Jahr!

לשנה טובה תכתבו

Familie Dr. Josef und Jutta Schuster

Allen Freunden und Bekannten
entbieten wir die herzlichsten Wünsche
zu den Hohen Feiertagen
und für ein gesundes neues Jahr!

Oded Baumann, Würzburg

Statt Karten
übermitteln wir auf diesem Wege
allen Verwandten, Freunden und Bekannten
zum neuen Jahr
unsere herzlichsten Glückwünsche.

Familie Daniel und Dorothea Krochmalnik

שנה טובה ושלום

Statt Karten

Zu den Hohen Feiertagen
entbieten wir allen unseren Verwandten,
Freunden und Bekannten
die besten Glück- und Segenswünsche!

Familie Hanna Zisler

Allen Freunden und Bekannten
wünschen wir ein gesundes neues Jahr!

לשנה טובה תכתבו

Rabbiner Joel Berger und Familie
Stuttgart – Antwerpen – Berlin

Wir wünschen unseren Autoren und Lesern,
unserem Landesverband und allen Gemeinden
ein gesundes und glückliches neues Jahr.

Redaktion und Druckerei
JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN

Alle guten Wünsche für den Start in das neue Jahr.

Im September feiern Sie den Beginn des Neuen Jahres, Rosch Haschana. Und am Übergang vom alten in ein neues Jahr hält man gern ein Stück Rückschau und entwickelt daraus Hoffnung und Wünsche für das neue.

Zum Rückblick: Das Jubiläum „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ hat es trotz der nicht zu übersehenden antisemitischen Vorfälle unübersehbar gemacht: Jüdinnen und Juden gehören zu Bayern und zur Bundesrepublik Deutschland. Sie haben unsere Gesellschaft und unser Gemeinwesen über einen langen Zeitraum mitgeprägt und gestalten es aktiv mit. Wir sind, das wünsche ich uns und mir, gemeinsam unterwegs zu einer Gesellschaft, die Menschen mit anderem Glauben toleriert und anerkennt.
Und gerade Juden und Christen verbindet ihre Geschichte. Und aus dem Verbindenden, auch der Tradition, können wir Kraft schöpfen.

Das Jubiläumsjahr, das noch bis Dezember fortgesetzt wird, hat viele Hoffnungszeichen gesetzt: Unabhängig ob in Online-Veranstaltungen oder im kleineren Kreis in der direkten Begegnung, haben wir erfahren: Das Interesse weiter Teile der bayerischen Bevölkerung am jüdischen Alltagsleben ist groß. Und manchmal bedarf es eines Impulses und das Jubiläumsjahr hat diesen gegeben. Ich würde uns wünschen, dass wir diesen Impuls aufgreifen und verlängern. Vielleicht ergeben sich daraus auch für das kommende Jahr und die kommenden Jahre viele kleine und große Anstöße für einen lebendigen Dialog. Diese können der Anfang für eine neue lebendige Beziehung und ein solidarisches Handeln sein, das im Bedarfsfall auch als Basis für eine Kultur des Hinschauens dienen kann.

Ihnen allen wünsche ich einen erfolgreichen Start in das Jahr 5782.

Ihr

Dr. Ludwig Spaenle, Beauftragter der Bayerischen Staatsregierung für jüdisches Leben und gegen Antisemitismus, für Erinnerungsarbeit und geschichtliches Erbe

Nachtrag: Kein Prozess für Mörder

Von unserer Frankreich-Korrespondentin Gaby Pagener-Neu

Ähnlich wie damals, Anfang Januar 2020, sind auch diesmal Tausende auf die Straße gegangen, um gegen ein Gerichtsurteil zu protestieren, welches einen Prozess gegen den Mörder der jüdischen Rentnerin Sarah Halimi verhindert. Kolibi Traoré, zur Tatzeit 27 Jahre alt, hatte 2017 seine jüdische Nachbarin unter Drogeneinfluss und Allah-Akbar-Rufen in ihrer Wohnung brutal zusammengeschlagen und vom Balkon gestoßen. (s.a. JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN vom 6. 4. 2020)

Proteste in Frankreich

Und wieder beherrschte das Thema die Schlagzeilen. In Paris versammelten sich laut Polizeibericht am 25. April mehr als 25.000 Demonstranten, darunter nicht wenige Muslime. Jedoch sah man ebenso Protestaktionen in Großstädten wie Straßburg, Bordeaux und Marseille. Darüber hinaus auch in anderen Ländern, allen voran in Israel, wo der französische Studentenverband zu der Aktion vor der französischen Botschaft in Tel Aviv aufgerufen hatte. Mehrere israelische Politiker ergriffen das Wort, um der Familie Halimi ihre Solidarität zu bekunden.

Anlass der von Bürgerinitiativen und Jüdischen Gemeinden organisierten erneuten Proteste gegen die Justiz: Nachdem das Berufungsgericht, sich auf psychiatrische Experten stützend, Traoré als im Augenblick der Tat für unzurechnungsfähig und somit strafunfähig befunden hatte, wurde das Kassationsgericht, eines der obersten Gerichte, vergleichbar mit dem Bundesgerichtshof, angerufen.

Diese Instanz, die ausschließlich für Verfahrensfragen zuständig ist, bestätigte nun das Urteil. Folglich wird es zu keinem Prozess kommen.

Dennoch hat auch das Kassationsgericht den antisemitischen Charakter der Tat, um den zu Beginn der Affäre lange gerungen worden war, anerkannt. Dabei bezog es sich auf das Gutachten eines Psychiaters, laut welchem sich Kobili Traoré „in einem polymorphen, psychotischen Delirium mit mystischer Thematik befand, währenddessen das einfache antisemitische Vorurteil sich zu einer absoluten Überzeugung verfestigt hat."

Urteilsbegründung

Die Begründung des Urteils lautet: Vor dem Gesetz sei der Ursprung der psychotischen Störung, die zu der momentanen Unzurechnungsfähigkeit geführt habe, irrelevant. Bekräftigt wird diese Argumentation von Traoré's Anwalt Patrice Spinosi, der es begrüßt, dass die Rechtsprechung dem Druck der Öffentlichkeit nicht nachgegeben hat, zumal die psychotische Krise, im Gegensatz zur sonstigen Wirkung von Cannabis (laut eigener Aussage konsumierte Traoré bis zu 15 Joints täglich) und Alkohol, nicht vorhersehbar gewesen sei.

Der Täter selbst hat seine Tat nie geleugnet und zeigte Reue: „Was ich getan habe, ist schrecklich, es tut mir leid und ich bitte die Nebenkläger um Verzeihung", hatte er 2017 gegenüber dem Untersuchungsrichter geäußert. Im Gegensatz zur Urteilsbegründung vertreten die Anwälte der Familie Halimi, der Vorsitzende des jüdischen Dachverbandes CRIF, Francis Kalifat („Juden kann man töten"), öffentliche Persönlichkeiten wie der Philosoph Bernard-Henri Lévy und die aufgebrachten Demonstranten die Ansicht, die bewusste und willentliche Einnahme von Rauschmitteln müsse eher als erschwerender denn als mildernder Umstand gewertet werden.

Neues Gesetz geplant

In der Tat wirft das Urteil die grundsätzliche Frage auf, ob in der Konsequenz jede unter Rauschmitteleinfluss begangene Straftat, etwa ein selbst verschuldeter Autounfall mit Todesfolge, straffrei ausgehen könnte. Um einer solchen Schlussfolgerung vorzubeugen, hat der Senat einen Gesetzesentwurf, die strafrechtliche Verantwortung betreffend, auf den Weg gebracht. Erreicht werden soll damit, „dass die Richter nicht mehr die Möglichkeit hätten zu entscheiden, dass der Täter unzurechnungsfähig war, wenn die Bewusstseinstrübung durch bewussten Konsum von Rauschmitteln oder Alkohol herbeigeführt wurde". Auch Staatspräsident Emmanuel Macron soll eine Gesetzesänderung befürworten, wie in diversen Medien zu hören und zu lesen ist. Vorgeschlagen wurde zudem, das Gesetz nach Sarah Halimi zu benennen.

Israelisches Gericht

Da Gesetze jedoch nicht rückwirkend gelten können, will die Schwester des Opfers, Esther, ermutigt durch ihre Anwälte, allen voran Staranwalt Gilles-William Goldnagel, die israelische Justiz bemühen. Als israelische Staatsbürgerin ist sie – zumindest theoretisch – berechtigt, auch gegen ein im Ausland begangenes antisemitisch motiviertes Verbrechen zu klagen. Hierzu muss man allerdings wissen, dass, wie der israelische Strafverteidiger David Fhal gegenüber dem großen französischen Onlinemagazin ALLIANCE verdeutlicht, dieses Unterfangen auf erhebliche unüberwindbare Hindernisse stoßen wird.

Erstens entscheide nach israelischem Recht, im Unterschied zu Frankreich, wo Nebenkläger über ihren Anwalt die Staatsanwaltschaft anrufen können, allein die Staatsanwaltschaft selbst über eine Strafverfolgung. Die Eröffnung eines Verfahrens würde zudem die physische Präsenz des Angeklagten vor dem Gericht voraussetzen. Das persönliche Erscheinen Traorés wiederum würde an der französischen Rechtsprechung scheitern, die vorsieht, dass Frankreich seine Staatsbürger nicht in Länder außerhalb der EU ausliefert. Und, so Fhal, entspreche es einem der wichtigsten Grundsätze des Strafrechts, dass niemand zweimal für dieselbe Tat verurteilt werden darf. („non bis in idem" im französischen Recht, „sikun kaful" im israelischen).

Auch wenn der Mörder in Frankreich nicht konkret verurteilt wurde, da das Kassationsgericht ihn für nicht schuldfähig hält, könnte die israelische Gerichtsbarkeit das Urteil als endgültig betrachten, was einem zweiten Prozess im Wege stünde. Unabhängig von dem Versuch, eine Klage in Israel zu erwirken, hat die Familie Halimi die Absicht, das Urteil vor den Europäischen Gerichtshof zu bringen. Ob dort mehr Aussicht auf Erfolg besteht, bleibt dahingestellt.

Während sich mehrere muslimische Repräsentanten auf die Solidarität zwischen Juden und Muslimen im Kampf sowohl gegen Islamophobie als auch gegen Antisemitismus berufen, hegt der Philosoph Alain Finkielkraut, wie er in einer Fernsehdebatte äußerte, den Verdacht, der aus Mali stammende Kobili Traoré könne als Angehöriger einer (vermeintlich) diskriminierten Gruppe eine gewisse Nachsicht seitens der Justiz genossen haben. Verantwortlich würde Finkielkraut hierfür den seiner Meinung nach herrschenden linken, übertrieben und einseitig islamfreundlichen politischen Zeitgeist machen wollen.

Versöhnlicher nimmt sich da die gegenüber der Zeitung LE FIGARO geäußerte Einschätzung der liberalen Rabbinerin Delphine Horvilleur aus: „Wir leben nicht in einem antisemitischen Land, aber es gibt eine allgemeine Zunahme des Hasses." Immerhin – wenigstens der erste Teil des Satzes wirkt beruhigend.

Französische Bischöfe

Erstmals hat die französische Bischofskonferenz (CEF) Frankeichs Oberrabbiner Haïm Korsia und Francis Kalifat, den Präsidenten der jüdischen Dachorganisation Crif (Conseil representativ des Institutions Juives de France), empfangen. In einer Erklärung erinnerten die Bischöfe an „die Pflicht eines Jeden, die freie Meinungsäußerung und den brüderlichen Respekt des Anderen zu vereinbaren."
Dieser Aufruf erscheint ihnen in einer Gesellschaft, in welcher die Gewalt, u.a. in den sozialen Medien, verharmlost wird, besonders dringlich. Für das Episkopat müsse der Antisemitismus die Sache aller sein. „Wir haben das Bedürfnis, eine Stele zu errichten, zu gedenken, uns dieser Banalisierung von Gewalt entgegenzustellen, um auszudrücken, dass wir an der Seite unserer jüdischen Brüder sind und an die gesamte Gesellschaft appellieren, gegen Antisemitismus zu kämpfen", versichert Didier Berthet, Präsident des Rates für die Einheit der Christen und die Beziehungen zum Judentum.
Bereits 2019 hatten die Bischöfe in Frankreich einen Text ähnlichen Inhaltes veröffentlicht. Laut Bischof Berthet wurzelt die Unterstützung der jüdischen Gemeinschaft durch die Katholische Kirche auch in Nostra Aetate, einer aus dem 2. Vatikanischen Konzil stammenden Erklärung, die sich auf die Beziehung zwischen der Kirche und den nicht-christlichen Religionen beruft. „Es gibt eine theologische und spirituelle Grundlinie, die unsere Glaubensverbundenheit mit unseren jüdischen Brüdern vertieft."
Die Überschrift der bischöflichen Erklärung, die mit der Auflage, sie zu verbreiten, an sämtliche Diözesen Frankreichs weitergeleitet wurde, lautet: „Gemeinsam gegen Antisemitismus und Judenfeindlichkeit zu kämpfen, wird zum Prüfstein jedweder wahrhaften Freundschaft werden." *GPN*

Ilan Halimi

Fünfzehn Jahre ist es her, dass Ilan Halimi starb und Frankreich mit Entsetzen die Geschichte seiner Entführung durch die sog. „Barbarenbande" entdeckte. Ilan Halimi war 23, als er, mit dem Tode ringend, am Körper Folter- und Verbrennungsspuren, am 13. Februar 2006 zwischen Zuggleisen und einer Landstraße in Sainte-Geneviève-des-Bois, südlich von Paris, aufgefunden wurde.

Weil das Opfer Jude war, waren seine Peiniger überzeugt gewesen, dass er reich sei und sie ein Lösegeld erpressen könnten. Der junge Pariser, der in einem Handyladen beschäftigt war, wurde 24 Tage lang gefangen gehalten und grausam gefoltert. Die Nachricht hatte seinerzeit ganz Frankreich erschüttert und den Kampf gegen Antisemitismus dauerhaft geprägt und verändert.

Zu dem tristen Jahrestag wurde am Ort des Geschehens eine Gedenkzeremonie abgehalten. Ferner haben verschiedene Politiker, u.a. über die sozialen Medien, Solidaritätsbotschaften gesendet, auch die Pariser Oberbürgermeisterin Anne Hidalgo. Die gleiche Ergriffenheit zeigten diverse Verbände wie SOS Rassismus: „Dieses hasserfüllte und feige Verbrechen erinnert uns daran, dass Antisemitismus tötet."

Besonders jedoch berührte die Friedensbotschaft der Mutter eines Opfers von Mohamed Merah, der 2012 in Toulouse ihren Sohn, Fallschirmjäger und Moslem, sowie drei Schüler und einen Lehrer ermordet hatte. Latifah Ibn Zaiten, die nach dem Anschlag einen Verein für Jugend und Frieden gegründet hat, rief dazu auf, „Ilan Halimi, der entführt, gefangen gehalten und gefoltert wurde, weil er jüdischen Glaubens war, in Erinnerung zu behalten." *GPN*

Nizza

2017 kam die zweite Verfilmung des berühmtesten Romans des französischen Schriftstellers Joseph Joffo „Ein Sack voller Murmeln" („Un sac de billes") in die Kinos in Frankreich. Die Dreharbeiten des Regisseurs Christian Duguay in Nizza hatten indes für Aufregung gesorgt, die anlässlich der kürzlich erfolgten Ausstrahlung des Spielfilms im Fernsehen von der Presse erneut thematisiert wurde.

In der 1973 erschienenen Autobiografie erzählt Joffo seine jüdische Kindheit unter deutscher Besatzung von 1941 bis 1944 und wie es ihm und seinem Bruder Maurice mit Courage und Findigkeit gelingt, in die unbesetzte Zone zu fliehen. Der Erstverfilmung von 1975 war bereits einiger Erfolg beschieden worden. Die zweite konnte mit einer teils hochrangigen Besetzung aufwarten, wie dem Schauspieler, Sänger, Komponisten und Fernsehstarmoderator Patrick Bruel und der Darstellerin Elsa Zylberstein. Die beiden Kinder, die die Hauptrollen spielen, wurden unter etwa tausend Kandidaten ausgewählt. Gedreht wurde an unterschiedlichen Orten, darunter Prag, Karlovy Vary, vor allem jedoch in den südfranzösischen Städten Marseille, La Brigue und Nizza. Um die historische Kulisse dort so getreu wie möglich nachzustellen, hatte das Filmteam beschlossen, vor der Präfektur in Nizza ein riesiges Nazibanner aufzustellen. Dieses palastartige Gebäude sollte in dem Streifen das seinerzeit von der deutschen Wehrmacht zwecks Selektion von Juden in Beschlag genommene Hotel Excelsior darstellen.

Obwohl die Stadt Nizza ihren Bürgern die Aktion im Vorfeld über die sozialen Medien angekündigt hatte, war die Nachricht offenbar nicht zu allen durchgedrungen. So wurden Passanten von dem unübersehbaren Banner sowie von vorbeifahrenden „deutschen Militärfahrzeugen" aus jener Zeit überrascht. Dazu äußerte sich der Sprecher der Präfektur in der Lokalzeitung NICE MATIN: „Wir hatten die Bevölkerung via Facebook vorgewarnt und die Jüdische Gemeinde angerufen, um die Situation zu erklären."
Von anwesenden Fotografen unter Bilderbeschuss genommen, wurde das Team sogar von Schaulustigen ausgebuht, wie ein Tourist dem NICE-MATIN-Reporter erzählte: „Die Leute wussten nicht, ob es sich um einen schlechten Scherz, eine gezielte Provokation oder einen Film handelte. Als sie auf dem Dach Männer erblickten, welche die Nazifahne ausrollten, begannen sie sie anzuschreien. Inmitten des Antiquitätenmarktes mutete die Szene einigermaßen skurril an."

Ende gut alles gut: Das Missverständnis, welches unbeabsichtigt die vehemente und spontane Ablehnung von Nazisymbolik seitens der Menschen offenbarte, wurde rasch aufgeklärt und die Dreharbeiten durften fortgeführt werden. Anders als 1966 bei den Dreharbeiten zu René Clément's Film „Paris brûle-t-il?" („Brennt Paris?"), der ebenfalls Paris unter der Besatzung schildert. Damals hatten die Behörden authentische Nazifahnen an offiziellen Gebäuden untersagt. Ausschließlich in Schwarz-Weiß hätten sie gezeigt werden dürfen, woraufhin der Regisseur auf einen Farbfilm verzichtete. *GPN*

Ivry Gitlis

Den im Dezember letzten Jahres verstorbenen franko-israelischen Stargeiger Ivry Gitlis verband wesentlich mehr mit seiner Wahlheimat Frankreich als nur ein Pass. 1922 in Haifa als Sohn eines russischen Kantors geboren, studiert Gitlis an der renommierten Pariser Musikhochschule u.a. bei Jacques Thibaut. Nachdem er 1955 als erster israelischer Geiger in der UDSSR auftritt, erobert der Publikumsliebling die USA, wo er Jascha Heifetz kennenlernt.

In den 1960er Jahren lässt sich Gitlis wieder in Paris nieder, wo er sich zwischen seinen weltweiten Tourneen regelmäßig aufhält und häufig Konzerte von Kollegen, vor allem auch jungen Nachwuchsviolinisten, besucht. Zu seinem eher wenig akademischen musikalischen Ansatz passt sein Anliegen, die klassische Musik zu popularisieren, auch durch starke Medienpräsenz sowie seine vielseitigen Aktivitäten außerhalb von klassischen Konzertsälen.

So produzierte sich der Kinoliebhaber als „Clochard-Geiger“ in dem Kriminalfilm von Georges Simenon „Maigret und der einsame Mann“ mit Jean Richard, und er wirkte in François Truffaut’s „Die Geschichte der Adèle H“ mit. Schließlich spielte er ein Violinkonzert, das Vladimir Cosma für den Film „La 7è cible“ von Claude Pinoteau komponiert hatte.

Musikalisch hat Ivry Gitlis Frankreich auch mit der Gründung eines kleinen, aber feinen Musikfestivals in der Provence bereichert, dem Vence-Festival. Trotz des engen Terminplans, den die außergewöhnliche Karriere des gefeierten Solisten mit sich brachte, fand er Zeit, persönlich eine nach ihm benannte Schule in dem 700-Seelen-Dorf Villiers-au-Bouin in der Nähe von Tours persönlich einzuweihen. Der geistig bis zum Schluss Junggebliebene hat auf dem Friedhof Père-Lachaise in Paris seine letzte Ruhestätte gefunden.

GPN

Rue Copernic

Der Prozess zum Attentat von 1980 auf die Synagoge in der Rue Copernic in Paris wird nun doch vor einem Schwurgericht stattfinden. Der letzte Einspruch des einzigen Tatverdächtigen Hassan Diab (s.a. JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN vom 6. 4. 2021), wurde vom Kassationsgericht verworfen. Dennoch wird die Anklagebank leer bleiben.

Am 3. Oktober 1980 war eine Bombe auf einem Motorrad in der Nähe der Synagoge Rue Copernic im 16. Pariser Bezirk explodiert. Bei dem Anschlag wurden vier Menschen getötet und 46 verletzt. Niemand hatte sich zu dem Attentat bekannt, die Ermittler hatten jedoch die Volksfront zur Befreiung Palästinas als verantwortlich ausgemacht.

Französische Ermittler hatten allerdings den libanesisch-kanadischen Soziologieprofessor Hassan Diab als Täter identifiziert. Er saß in Frankreich in Haft, bis die Untersuchungsrichter aufgrund unzureichender Beweise das Verfahren 2018 einstellten und der Hochschullehrer nach Kanada zurückkehren konnte. Drei Jahre später wurde die Einstellung zur Erleichterung der Opfer für ungültig erklärt.

Umgehend hat der 67-jährige Diab dagegen Widerspruch eingelegt. Ohne die den Angeklagten belastenden Indizien an sich zu bewerten, ist das Kassationsgericht dem Einspruch nicht gefolgt, sondern hat den Prozess vor einem speziell zusammengesetzten Schwurgericht bestätigt.

Der mittlerweile 80-jährige Bernard Cahen, Anwalt der Synagoge und der beiden Opferfamilien, der für eine Verurteilung kämpft, mutmaßt allerdings, dass „der Fall noch nicht abgeschlossen sei“, da die kanadische Regierung eine erneute Auslieferung kategorisch ablehnt.

„Ich hatte mich vor 40 Jahren verpflichtet, diesen Fall zum Abschluss zu bringen, es wird nun schwierig“, bekennt er.

GPN

Straßburg

Es ist nicht das erste Mal, dass das Straßburger Bürgermeisteramt beim Nationalen Büro zur Antisemitismusüberwachung (BNVCA) und auch bei der jüdischen Gemeinde und der jüdischen Dachorganisation CRIF ins Kreuzfeuer der Kritik gerät.

Diesmal hatte die Stadt geplant, den Jom Hashoa mit einer Gedenkveranstaltung, aber ohne jüdische Repräsentanten abzuhalten.

So erschien die den französischen Grünen (Europe Ecologie Les Verts, EELV) angehörende Bürgermeisterin Jeanne Barseghian mit einem grünen, ihr Stellvertreter mit einem roten Schal, ohne Trikolore, was die jüdischen Institutionen als Ausdruck der Verachtung empfanden. Dies umso mehr, als der Stadtrat kurz zuvor die Definition von Antisemitismus der Internationalen Allianz zum Gedenken an den Holocaust (IHRA) teilweise verworfen hatte, die den Hass auf Israel als einen integrierenden Bestandsteil ansieht. An deren Stelle wurde ein von Barseghian, die beteuert, „sich voll gegen Antisemitismus zu engagieren“, vorgelegter Text verabschiedet. Obwohl er elf konkrete Maßnahmen zur Antisemitismusbekämpfung enthält (Unterstützung von Gedenkveranstaltungen, Aufwertung jüdischen Kulturgutes), lässt er wichtige Passagen aus.

Dies trifft auf Unverständnis der Jüdischen Gemeinde, zumal im Rahmen derselben Sitzung einer Vereinigung 2,5 Millionen Euro zum Bau einer Moschee zugesprochen wurden, welche die Unterschrift unter die sog. Islam-Charta ablehnt. Diese Charta verurteilt jegliche „extremistische Strömung“ und betont die „Vereinbarkeit von Islam und Republik.“ Für Präsident Macron stellt sie „ein klares, präzises Engagement für die republikanischen Werte dar“.

Der elsässische CRIF bezeichnet die Gedenkveranstaltung ohne jüdische Präsenz als politische „Instrumentalisierung der Schoa“ und der BNVCA als „Affront gegen alle, zuallererst jedoch gegen die Republik“.

Darüber hinaus hat das Büro den Innenminister ersucht, die betroffenen Abgeordneten zu rügen, welche ihrer Meinung nach „sowohl den Sinn von Gedenkveranstaltungen als auch den Sinn der Werte der Republik vergessen“.

GPN

AMBERG

„Je größer die Krise, desto stärker der Zusammenhalt und gegenseitige Fürsorge“, sagt man. Gemäß diesem Motto haben sich Rabbiner Elias Dray und Sozialbetreuerin Swetlana Hettwer sowie die Vorstände der Gemeinde Amberg weiter bemüht, um den Gemeindemitgliedern Rat, emotionale und religiöse Stütze, aber auch gewisse Ablenkung in schwierigen Zeiten zu bieten.

Zu den Festen Purim und Pessach, aber auch Lag Baomer und Schawuot und an weiteren Schabbat-Feiern von Februar bis Mai wurden Pakete mit leckerem Essen und Wein für die Gemeindemitglieder vorbereitet und verschickt. Auf diese Weise wurde der Kontakt insbesondere zu den älteren Gemeindemitgliedern aufrechterhalten.

An Purim haben sich Kinder nach Lust und Laune verkleiden können, allerdings konnten sie ihre Kostüme digital präsentieren. Es gab auch Preise für die beste Verkleidung. Für Kinder und Jugendliche fand nach wie vor Religionsunterricht digital statt. Durch Lockerungen kann momentan Religionsunterricht wieder in der Gemeinde stattfinden.
Die Gemeindemitglieder hatten schon die Möglichkeit, zu Schabbatot und Gottesdiensten in die Gemeinde zu kommen.

Im Juni fand sogar das große Wochenende mit Kinderprogramm und mit Grillen im Garten in der Gemeinde statt. Das Wetter hat super mitgespielt, so dass wir uns über 30 angemeldete Gemeindemitglieder freuen durften.

Hausbesuche

Swetlana Hettwer, Rabbiner Elias Dray und Irina Aleschko machen vermehrt Hausbesuche und Telefonate, um den bedürftigen Gemeindemitgliedern zu helfen. Ferner liefert Familie Aleschko nach wie vor jede Woche Lebensmittel von der Tafel an ältere Gemeindemitglieder.

AUGSBURG

Jugendprojekt

Spaziergänge durch das jüdische Augsburg

In Zusammenarbeit mit der Europäischen Janusz Korczak Akademie (EJKA) und dem Jugendzentrum Neschama der Israelitischen Kultusgemeinde München entstand die Idee, kurze Videofilme über Städte in Deutschland zu produzieren. Diese zeigen Spuren der jüdischen Gemeinden. Im Rahmen dieser Kooperation entstanden bereits Videofilme über „Jüdische Spaziergänge“ durch München und Halle, die man auf YouTube ansehen kann.
Nun stand Augsburg an, eine Stadt mit einer vielschichtigen jüdischen Gemeinde und einer großartigen Synagoge. Jetzt war noch zu klären: Wer kümmert sich um die Stadt, wer beschäftigt sich mit der technischen Ausstattung und der Auswahl von historischen Schriftstücken für dieses Projekt? Die Antwort kam natürlich von der Jugend. Zu unserer großen Freude reagierten junge Menschen im Alter von 12 bis 20 Jahren äußerst positiv auf dieses Projekt und machten sich an die Arbeit. Es gab bereits zwei Treffen und die Arbeit hat begonnen. Wir werden in Zukunft weiter über dieses Projekt berichten.

Ministerin Carolina Trautner

Am 18. Juni fand im Rahmen des Programms der Europäischen Janusz Korczak Akademie (EJKA) im großen Saal der Synagoge ein Gespräch der jüdisch-bayerischen Jugend mit der Ministerin für Familie, Arbeit und Soziales Carolina Trautner statt. Das Treffen befasste sich mit der Jugend in der Post-Corona-Zeit. Die Veranstaltung wurde durch Vorstandsmitglied Arkadiy Lyubinskiy eröffnet, der Ministerin Trautner in unserer Gemeinde herzlich begrüßte. Die Ministerin berichtete über die Probleme, die unsere Gesellschaft in der Corona-Pandemie zu bewältigen hatte. Danach stellten die jungen Menschen Fragen und tauschten ihre Meinungen aus. Zur Veranstaltung erschienen ca. 30 junge Vertreter jüdischer Gemeinden aus München, Nürnberg, Ingolstadt und Augsburg. Ministerin Trautner zeigte großes Interesse an unserer Arbeit.

Israel – Unser gemeinsames Haus

Ende Juni erhielten viele Gemeindemitglieder einen Weblink für das Programm „Israel – Unser gemeinsames Haus“. Die Veranstaltung wurde durch das Kulturzentrum der Gemeinde vorbereitet: Musikalische Darbietung M. Abramovych und O. Abdissa, Idee und Organisation I. Kats, Berater I. Mokshanina, Kamera V. Shaykhit, Protagonisten S. Salmanson, N. Kurovskaya, N. Kushnirenko, I. Streltsyn und die Tanzgruppe Be’Jahad unter der Leitung von I. Hyseynova.

Sommerfest in der Amberger Gemeinde

Das Duo Nefesch

„Nefesch“ ist eine Bezeichnung für die Seele und genauso bezeichnen der Gabbai Marjan Abramovych und die Konzertmeisterin Olga Abdissa ihre neue Musikband. Sie ist eine neue Institution in unserer Gemeinde und erhielt sogleich eine ehrenwerte Stellung in unserem Kulturprogramm. Eine besondere Position belegt die Band „Nefesch“ bei der Durchführung von Feierlichkeiten, bei Begrüßungsansprachen und bei Gebeten. Jedoch geht es um Worte an die Gemeinde. Es sind Worte mit Hoffnung und Zuversicht im Rahmen unserer Situation und einem baldigen Austritt aus der aktuellen Krise.
Ein überzeugtes, ruhiges und durchdringendes Gebet, ausgesprochen auf eine friedliche Art und Weise, löst ein Vertrauensgefühl aus und bringt uns zum Nachdenken und zum Glauben, dass das Ausgesprochene eine positive Prognose aufweist und in Erfüllung geht.
Auf sämtlichen Veranstaltungen sorgt das Duo Marjan und Olga für eine lebendige Vorstellung unserer Gemeinde. Die technische Gestaltung, Videoaufnahmen und Tonaufzeichnungen erfolgen dank Irina Katz, Vladyslav Shaykhit und Dmitry Tafel. Als eine kulturell anspruchsvolle Gemeinde begrüßen wir die Geburtsstunde der neuen Band und begegnen stets mit großer Freude neuen Vorschlägen und Programminhalten. Ich wünsche Marjan, Olga, Irina, Vladyslav und Dmitry Gesundheit, neue Ideen und die Erfüllung zukünftiger Pläne für unser gemeinsames Wohl. *A. Mazo*

BAMBERG

Semen Gorodkov

Es gibt Menschen, deren Leben mit ihrem Tod nicht endet. Ich denke, Semen Abramovitsch Gorodkov gehört zu diesen leuchtenden Personen, deren Seele weiterhin über den Tod hinaus in den Hinterbliebenen lebt. Semen Gorodkov verstarb am 3. April 2021 im Alter von 98 Jahren. Seine Tochter Olga sagte mir: „Ich dachte, er wird ewig leben, der Abschied fällt unheimlich schwer.“
Vor ca. einem Jahr, als Semen Abramovitsch schon in Karlsfeld im Kreis München in einem Pflegeheim wohnte, erzählte er mir interessante Geschichten aus seinem Leben. Er wollte mir so vieles auf den Weg geben. Je weniger Augenzeugen aus dieser Zeit leben, umso trauriger werde ich, wenn ich daran denke, dass diese heldenhaften Menschen, die zum Sieg über den Faschismus und Nationalsozialismus in Deutschland beigetragen haben, in Vergessenheit geraten könnten.

Samuil Gorodkov auf der Bühne

Sein jüdischer Name wurde nach seiner Militäreinberufung mehrmals geändert, damit seine jüdischen Wurzeln nicht identifizierbar waren. Wir kennen ihn als Semen Abramovitsch Gorodkov, und so werde ich ihn auch hier nennen.
Samuil Abramovitsch Gorodkov, Geburtsname Schmuel Abramovitsch Gowsman, wurde in der Stadt Mstislavl (Kreis Mogilew) am 4. März 1923 in einer jüdischen Familie geboren. Er war das dritte Kind von vier Kindern einer Großfamilie. Seine Kindheit war ziemlich schwer. Seine Mutter starb sehr früh und sein Vater heiratete zum zweiten Mal. Der kleine Schmuel war unbeliebt bei der Stiefmutter und sie warf ihn aus dem Haus. Er lebte als Lehrling und Aushilfe bei einem Schuster und schlief auf dem unbeheizten Dachboden. Seine Schwester Rimma Abramovna Gowsman, auch eines unserer Gemeindemitglieder, erzählte mir, dass Schmuel als Kind öfter hungrig zur Tür des Vaterhauses kam und sie mit ihm ihr Essen teilte. Ich kann vermuten, dass der Junge wissensdurstig war und alles, was ihm ins Auge fiel, las. Zudem musste er ein hervorragendes Gedächtnis gehabt haben, weil er 1942 als einer der besten für die Ausbildung zum Kriegsdolmetscher auserwählt wurde. Mit 18 Jahren wurde Semen schon zur Front gerufen. Doch 1942, auf dem Weg zur Front, bekam sein Schicksal eine Wende, die sein Leben veränderte. Er wurde nach Moskau zur Schule für Kriegsdolmetscher geschickt.
Danach war er an der Westfront, an der Wolchovsche-Front und an der Stalingrad-Front. Da es nicht ausreichend Dolmetscher gab, schickte man ihn von einer Front zur anderen. 1942 wurde das Flugzeug eines deutschen Piloten von der sowjetischen Artillerie abgeschossen. Der Pilot war verletzt und kam in Gefangenschaft. Das Übersetzen für diesen Piloten übernahm Semen. Beim Anhören im Stab wurde klar, dass es sich um Heinrich Graf von Einsiedel handelte. Er war als Jagdflieger an der Ostfront eingesetzt und wurde am 30. August 1942 bei Stalingrad abgeschossen. Er war der Urenkel des Reichskanzlers Otto von Bismarck. Wer dieser Bismarck war, wusste nur Semen und konnte somit verstehen, welche Person dieser abgeschossene Pilot war. Wäre dies nicht geschehen, wäre der Pilot einfach von den Soldaten erschossen worden.
1944 gelang es den Kundschaftern der Roten Armee an der norwegischen Grenze, ein Militärauto mit wichtigen Militärunterlagen abzufangen. Semen Gorodkov wurde zum Übersetzen der Unterlagen gerufen. Dank seiner Arbeit wurde eine große Militäraktion verhindert. Danach bekam der junge Dolmetscher einen Orden. Später glänzten auf seiner Uniform mehrere Medaillen, die ganze linke Seite war komplett belegt mit Kriegsauszeichnungen. Davon konnte sich die Gemeinde selbst einen Eindruck machen, wenn er im Mai bei uns im Gemeindesaal jährlich zum Gedenktag des Endes des Zweiten Weltkriegs, des großen vaterländischen Kriegs und Sieg über den deutschen Nationalsozialismus, auftrat.
Nach dem Krieg lebte er in Smolensk, wo er im Theater arbeitete. Er liebte das Theater abgöttisch. Damals hatte er noch keine spezielle Ausbildung und machte im Theater alles: er las Gedichte, trat auf der Bühne bei Theateraufführungen auf und schrieb selbst Gedichte. 1949 wurde Semen von Parteigenossen zum Studium weitergeleitet. Danach arbeitete er zunächst in Kaliningrad als Jurist auf Basis der Trawlerflotte und gleichzeitig absolvierte er sein Studium an der Universität. Obwohl er sein Leben der Anwaltschaft widmete, gab er doch seine Leidenschaft zum Theater nie auf. Semen Gorodkov war ein zuvorkommender, verantwortungsvoller, sehr gewissenhafter und zielstrebiger Mensch.
In der Familie war er der Patriarch: ein fürsorglicher Vater und Großvater, geliebter Ehemann, Beschützer, Mentor und Ratgeber, gleichzeitig ein Leuchtturm und ruhiger Hafen für jeden, der gerade seine Schulter zum Anlehnen brauchte. Er liebte es, selbst zu kochen und Gäste einzuladen. Sein Haus war immer voll und auf dem Tisch standen unzählige Speisen, die er selbst vorbereitet hatte. Seine Tochter Olga erinnert sich an seinen ukrainischen Borscht, seine Sülze und den Lammeintopf.

Im Alter von 80 Jahren wanderte Semen 2003 aus Russland mit seiner Frau, seiner jüngeren Tochter und dem Enkelsohn aus und zog nach Bamberg. Hier war er immer aktiv. Er war bis zuletzt ein engagiertes Gemeindemitglied, nahm an Feier- und Gedenktagen in der Gemeinde teil, erzählte seine Poeme und las Gedichte. Jedes Mal bewunderte das Publikum sein Gedächtnis und sein Talent.
2019 zog er nach München zu seiner Tochter Olga. Zuletzt lebte er im Pflegeheim, und auch dort fühlte er sich mit unserer Gemeinde in Bamberg verbunden. Er telefonierte oft mit Lisa Gorkurova und der Sozialarbeiterin. In einem Gespräch im Sommer 2020, als seine Lebenskräfte immer weniger wurden, sagte er mir, dass er doch noch einmal auf der Bühne stehen möchte. *T. Manastyrskaia*

Liberale Gemeinde Mischkan ha-Tfila

Bedingt durch die Corona-Situation erfolgten unsere Gottesdienste zunächst weiterhin online. Was das Gemeindegebet zum Kabbalat Schabbat betrifft, hatten wir durch den zeitlichen Vorlauf schon einige Routine. Aber nun nahte Pessach. Ein Online-Seder war für uns ein sehr ungewohnter Gedanke und nicht nur unsere Rabbinerin hatte Bedenken, wie dies wohl zu bewerkstelligen sei. Als sich abzeichnete, dass ein gemeinsamer Gemeinde-Seder auch in diesem Jahr nicht möglich sein würde, haben wir uns entschlossen, uns auf diese Neuerung einzulassen, zur Freude von vielen Mitgliedern und ihren Familien, die sich teils sogar aus dem Ausland zuschalteten. Es war eine interessante Erfahrung, auf diese Weise den Sederabend zu verbringen. Aber alle waren sich am Ende einig, dass es eine gelungene Sederfeier war. Das Schehechejanu bekam für uns eine ganz besondere Dimension, wir sagten es voller Dankbarkeit für die Möglichkeit, zumindest auf diese Weise gemeinsam feiern zu können, und in vollem Bewusstsein dessen, dass es für niemandem von uns selbstverständlich war, diese Zeit auch wirklich erreicht zu haben.

Die Festgottesdienste zu Schawuot feierten wir ebenfalls online. Die Toralesung erfolgte dabei aus dem Tikkun; so konnte die via Zoom versammelte Gemeinde trotz Corona doch die Aseret ha-Dibrot in ihrer besonderen Kantillation hören. Während der Zeit unserer Online-Gottesdienste erschien ergänzend unsere Gemeindezeitung „Wort zum Schabbat“ wieder wöchentlich. Der Versand erfolgte überwiegend elektronisch, in Ausnahmefällen war aber auch eine postalische Zusendung möglich. Mit der erneuten Umstellung auf Präsenzgottesdienste erscheint das „Wort zum Schabbat“ nicht mehr wöchentlich, sondern in größeren Abständen.

Zelt der Religionen und JLID

Die Dialogveranstaltungen mit Vertreterinnen und Vertretern aus Judentum, Christentum, Islam und Baha'i im „Zelt der Religionen“ erfolgen in der laufenden Saison ausschließlich online. Das hat bisher zu einem erstaunlichen Rekord an Teilnehmenden geführt, konnten auf diese Weise doch auch Interessierte dabei sein, die weiter von Bamberg entfernt wohnen. Zum guten Gelingen der Gesprächsabende tragen dabei entscheidend diejenigen bei, die sich um die Organisation der IT-Technik kümmern. Bei ihnen bedanken wir uns an dieser Stelle sehr herzlich für ihre weitgehend unsichtbare, aber unverzichtbare Arbeit im Hintergrund.
Im vergangenen Jahr war Corona-bedingt auf die Zelt-Veranstaltungen verzichtet worden. Allerdings hat das Zelt-Team die Gelegenheit genutzt, um ein neues Projekt zu entwickeln, den „Weg der Religionen“. Er führt vom jetzigen Standort des Zeltes auf dem Bamberger Markusplatz bis zum ursprünglichen Platz auf der Erba-Insel, wo es 2012 zur Landesgartenschau errichtet worden war. Die einzelnen Stationen sind ausgestattet mit einer Hörstation, die man über eine entsprechende App abrufen kann, und mit einer Bildtafel, die auf das Thema der jeweiligen Station Bezug nimmt. Der Gedanke, der die sieben Stationen miteinander verbindet, beruht dabei auf dem Konzept von Tikkun Olam.
Offiziell eröffnet wurde dieser Weg am 28. April 2021. Aufgrund der Hygiene- und Abstandsauflagen waren nur wenige Gäste geladen, in Präsenz teilzunehmen. Die Eröffnungsfeier wurde jedoch im Film festgehalten, der anschließend über die Webseite des Zelt-Fördervereins abrufbar war. Benannt ist der Weg nach Mohammed Hédi Addala, dem 2020 so plötzlich verstorbenen Vorsitzenden des Migrations- und Integrationsbeirats der Stadt Bamberg, einem langjährigen treuen Weggefährten und auch Wegbereiter von interreligiöser und interkultureller Verständigung in Bamberg.

Auch die Eröffnungsveranstaltung zum Jubiläumsjahr „1700 Jahre Jüdisches Leben in Deutschland“ fand als Online-Übertragung statt. Unter dem Motto „Jüdisch sein – gestern und heute“ wurde das umfangreiche Jahresprogramm eingeleitet, das in Zusammenarbeit mit der VHS Bamberg und der Universität von Mitgliedern der Liberalen Jüdischen Gemeinde Mischkan ha-Tfila konzipiert wurde. Musikalisch begleitet wurde die Veranstaltung vom Ensemble „Canzonetta Daletta“, das Werke des jüdischen Barockkomponisten Salomone Rossi spielte. Inwiefern die zahlreichen bis zum Jahresende geplanten Veranstaltungen tatsächlich in Präsenz stattfinden können, ist von der weiteren Pandemieentwicklung abhängig. Als Veranstaltungsorte sind etliche ehemalige Landsynagogen in Franken vorgesehen.

Gedenkveranstaltung

Die Gedenkfeiern zum 8. Mai waren auch in diesem Jahr nicht wie sonst mit einer großen öffentlichen Feierstunde verbunden. Stattdessen erfolgte nach der Kranzniederlegung am Mahnmal für die Opfer des Nationalsozialismus ein Tag des individuellen Gedenkens, an dem die Menschen eingeladen waren, jeder für sich im Lauf des Tages ein Gebet zu sprechen, eine Kerze anzu-

Eröffnung des Zelt-Weges in Bamberg. Foto: Ulrich Ortner

zünden oder Blumen niederzulegen. Der VVN hatte hierzu auf der Unteren Brücke eine kleine Ausstellung organisiert mit zeitgenössischen Presseartikeln und Fotos zur Erinnerung an die Schändung des jüdischen Friedhofs in Bamberg 1965. Umrahmt wurde die Veranstaltung von Lutz Werner mit Liedern aus dem Widerstand.

HOF

Im Dezember feierten wir die Bar Mizwa von David Lizine in der Hofer Synagoge. Er ist nun vollwertiges Mitglied der Gemeinde. Er hat sein Maftir und seine Haftara großartig gemeistert und auch seine Drascha sehr schön gesagt.

Trotz Covid-19 haben in unserer Gemeinde weiterhin Gottesdienste am Freitag und Samstag stattgefunden. Leider konnten wir nach dem Gebet keine Mahlzeit anbieten. Stattdessen bekam jeder Anwesende ein Lunchpaket für zu Hause mit.

Ende Dezember haben unsere Kinder und Jugendlichen am Online-Wintermachane „Merachok“ (aus der Ferne) der ZWST teilgenommen.

Ab Januar unterrichtete unser Rabbiner David Goldberg den Religionsunterricht online über Zoom. An Purim erfolgte die Lesung der Megilat Esther unter Einhaltung der Covid-19-Regeln mit vielen Gemeindemitgliedern. Nach den sehr lauten Geräuschen zur Vertreibung von Haman waren alle glücklich und feierten das Purimfest mit Hamantaschen und Wein. Wir haben unsere älteren und kranken Gemeindemitglieder nicht vergessen und haben diesen Hamantaschen und mehr nach Hause gebracht.

Am 27. März mussten wir das Pessach-Gebet ohne anschließenden Seder abhalten. Das war traurig für uns alle. Nach den letzten Ereignissen in Israel organisierten wir in der Gemeinde eine Spendenaktion. Wir freuten uns, dass wir in der Gemeinde einen vierstelligen Betrag sammeln konnten.

Zwischen dem 20. Juni und dem 11. Juli fanden in Hof zahlreiche Veranstaltungen zu dem Thema „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ statt, an deren Organisation auch unser Vorstandsvorsitzender teilnahm. In diesem Rahmen besuchte unsere Gemeinde die Theatervorstellung „Bei mir bist du schejn“ im Hofer Theater. Es wurden jüdische Geschichten gespielt, zusammen mit Liedern von jüdischen Komponisten, darunter Friedrich Holländer, Paul Abraham, George Gershwin, Kurt Weill, Fritz Löhner-Beda u. a.
Am 4. Juli war im Rahmen dieser Ereignisse der Kol Nidre-Abend. Das Werk von Max Bruch wurde gespielt, dazu ein musikalischer Vortrag und ein Vortrag über den Missbrauch des Gebets durch Antisemiten, der schon im 11. Jahrhundert begann und mit dem Holocaust endete.

Gemeinde Hof

NÜRNBERG

Eine jüdische Begegnungsstätte

Die Sache mit dem antijüdischen Ressentiment, gemeinhin Antisemitismus genannt, ist eine Last, die wir nicht loszuwerden scheinen. Es ist und bleibt wichtig, etwas dagegen zu tun. Vielleicht werden wir ihn eines Tages überwinden können, jedenfalls aber müssen wir Juden und alle anderen etwas dagegen tun. Bisher haben die vielen Versuche das Erstarken des Antisemitismus nicht verhindern können. Vielleicht liegt das auch daran, dass zu viele zu lange daran geglaubt haben, dass das Wissen um die Shoa auch

Vorsitzender Jo-Achim Hamburger

einen Beitrag gegen Antisemitismus leisten wird. Das aber scheint nicht der Fall zu sein.
So wichtig dieses Wissen ist: Es verengt den Blick auf uns Juden, es lässt zu viele Menschen das Judentum ausschließlich vor dem Hintergrund der Shoa wahrnehmen. Aus jüdischer Sicht allerdings ist dies zu wenig. Wir lassen uns nicht darauf reduzieren, die Nachkommen derer zu sein, die der Shoa entronnen sind. Juden und jüdisches Leben sind so viel mehr als das! Wer uns ausschließlich mit der Shoa assoziiert, nimmt die Gegenwart nicht wahr.
In Nürnberg fasste der Stadtrat nach Gesprächen mit der IKGN und nach einer Rede unseres Vorsitzenden Jo-Achim Hamburger im Frühjahr 2021 den Beschluss, die Errichtung einer jüdischen Begegnungsstätte voranzubringen, das Konzept zu erstellen und einer Machbarkeitsstudie zuzuführen. Die Begegnungsstätte soll in der Innenstadt geschaffen werden, sie soll eben nicht von der IKGN, sondern von der Stadt Nürnberg und wohl auch von Land und Bund getragen werden. Damit wird von Anfang an deutlich, dass die Wehr gegen Antisemitismus eine Aufgabe aller und nicht etwa nur der Juden ist.
Sie soll niedrigschwellig sein, um nicht nur diejenigen anzusprechen, die man an sich nicht mehr ansprechen müsste, sondern um besonders jene anzusprechen, die vom heutigen Judentum quasi gar nichts wissen, die nie bewusst einen Juden trafen, die jüdische Kultur, Musik, Humor, Küche, Film und was da alles noch mehr ist, nicht kennen. Es ist die Begegnung, die Ressentiments abzubauen hilft, und das ist, was wir erreichen wollen. Das jüdische Volk lebt – heute!

Gemeindegeschichte

Auch in Regensburg hat das Judentum eine lange Geschichte. Die Skala wechselhafter jüdischer Existenz lässt sich wie unter einem Brennglas in dieser Stadt nachvollziehen. Ist doch die Stadt durchwirkt von jüdischen Lebenslinien. Das ist zu beobachten von ihrer römischen Gründung an, in ihrer mittelalterlichen Bedeutung als Fernhandelsmetropole, ihrer Reichstagsvergangenheit, der Reformation sowie bischöflicher und klösterlicher Dominanz, bis hin zur Moderne, zur mörderischen Naziherrschaft samt Kriegskatastrophe, zur Restauration und wirtschaftlich-industrieller Aufholjagd. Wenn es so etwas wie christlich-jüdische Kultur und Schicksalsgemeinschaft gibt, dann ist Regensburg davon tief durchdrungen.

Vermutlich kamen jüdische Händler bereits mit den Römern an den nördlichsten Punkt der Donau. Der älteste schriftliche Nachweis von Juden in Regensburg ist die Bestätigung des Verkaufs des Landgutes Scierstat durch den Juden Samuel an das Kloster St. Emmeram am 2. April 981. Das mittelalterliche Judenviertel mit seinen 40 Wohneinheiten ist auf den Ruinen römischer Offiziershäuser errichtet worden. Es existierte bis zu seiner Zerstörung 1519 immerhin 600 Jahre. 1096, als Kreuzritter von Regensburg aus zur Eroberung des heiligen Landes aufbrachen, kam es zur ersten Vertreibung. Ein Jahr später erlaubte Kaiser Heinrich IV. die Rückkehr.

Im Mittelalter war die Regensburger Gemeinde hoch angesehen. Ihre Talmudschule und ihr rabbinisches Gericht besaßen Strahlkraft weit über die Grenzen des Römischen Reiches hinaus. Hier wirkten der Talmudist Rabbi Ephraim, der weit gereiste Rabbi Petachja und Rabbi Jehuda, Verfasser des „Sefer Chassidim“ (Buch der Frommen). Das Jahr 1519 geht als besonders verhängnisvoll in die Geschichte Regensburgs ein: Der Reichtum der Stadt und der Jüdischen Gemeinde, bezeugt durch die frühgotische Synagoge, waren längst Vergangenheit. Mit der Zerstörung des Judenviertels und der Vertreibung der Juden waren Regensburgs Bürger auch die Schulden bei jüdischen Geldverleihern los. Als Regensburg 1663 zur Stadt des Immerwährenden Reichstags wurde, kamen jüdische Menschen als „Schutzjuden“ zurück. Die Gleichstellung gab es ab 1871. Die jüdische Gemeinde blühte auf und errichtete an der Schäffnerstraße eine repräsentative Synagoge. Sie wurde 1912 eingeweiht.

1938 wurde die Synagoge in Brand gesteckt und abgerissen. Jüdische Männer wurden in einem „Schandmarsch“ durch die Stadt getrieben. Die bürgerlich aufgeklärte, katholisch geprägte Stadtgesellschaft sah zu, ließ den Kulturbruch geschehen. Er bedeutete für viele jüdische Familien Ermordung in NS-Vernichtungslagern. Und trotzdem: Jüdisches Leben entwickelte sich nach dem Sieg über Nazi-Deutschland neu.

Hans Rosengold und Otto Schwerdt sorgten konsequent für die Integration jüdischer Kultur. Das von Rosengold initiierte Bodenrelief an der Stelle der zerstörten mittelalterlichen Synagoge am Neupfarrplatz ist als Schöpfung des israelischen Künstlers Dani Karavan weltberühmt. Das Gemeindezentrum mit Synagoge, 2019 eingeweiht, ist ein architektonisches Juwel in der Altstadt. Die Jüdische Gemeinde ist mit ihren über tausend Mitgliedern lebendiger Bestandteil dieser Stadtgesellschaft.

Harald Raab

Das neue jüdische Gemeindezentrum. © Ebener, GEM Regensburg

Purim

Trotz Corona führten wir alle geplanten Maßnahmen zum Purimfest durch. Am 23. und 24. Februar realisierte die Gemeinde eine wunderbare Aktion. Die Mitarbeiter der Gemeinde brachten uns ein Paket-Geschenk mit Hamantaschen, israelischem Wein, Kuchen und FFP2-Masken nach Hause. Herzlichen Dank! Rabbiner Josef Chaim Bloch wünschte allen Gemeindemitgliedern auch im Namen unseres Vorstandes ein fröhliches Purim sameach. „Wir dürfen nicht vergessen, dass ohne den lieben Gott auf dieser Welt nichts geschieht, und wir sollten versuchen zu verstehen, warum etwas geschieht. Ein Wink vom Himmel und plötzlich realisieren wir, dass nicht wir die Herren der Welt sind und wir weiter auf die Gnade Gottes angewiesen sind“, schrieb der Rebbe in seinem Brief.

Am 14. Adar organisierten wir das Morgengebet und die Lesung der Megilat Ester mit begrenzter Anzahl von Mitgliedern. Alle Teilnehmer bekamen ein Geschenkpäckchen, das dann als Mischloach Manot weiter verschenkt wurde. Im Gebetraum stand eine Spendentüte, um für bedürftige Kinder und Erwachsene in Israel zu sammeln. Purim ist ein Feiertag, über den sich die Kinder am meisten freuen. Im Rahmen des Religionsunterrichts veranstaltete der Religionslehrer Benjamin Kochan eine Purimfeier. Die Kinder konnten Masken basteln, selbst bemalen, mit Glitzersteinen bekleben und sich dann mit einer Sofortbildkamera selbst fotografieren.

Zu Beginn wurde selbstverständlich die Megilat Ester kindgerecht vorgelesen und mit Bildern anschaulich dargestellt. Der Spaß war groß, auch weil sich die Kinder wieder einmal treffen konnten.

Pessach

Wegen der Corona-Krise konnten wir den beliebten Gemeindeseder zu Pessach und die Gebete in der Neuen Synagoge leider nicht durchführen. Unser Rabbiner Josef Chaim Bloch grüßte alle Mitglieder und wünschte ihnen, auch im Namen des Vorstandes, einen koscheren Pessach und alles Gute. „Der Auszug aus der Sklaverei in Ägypten“, schrieb er in seiner Botschaft, „vor genau 3.333 Jahren, den wir mit dem Pessachfest feiern, von der Gefangenschaft in die Freiheit, bleibt immer aktuell. Denn der Auszug aus Ägypten

Kunst gegen Vergessen

war nicht irgendein historisches Ereignis, sondern war die Vorbereitung des Aufbaus des Jüdischen Volkes mit dem Empfang der Tora am Berg Sinai sieben Wochen später, die uns unseren Lebensinhalt und unsere Lebensaufgabe gibt.
Also aktuell heute wie damals, denn was wäre das Jüdische Volk ohne die Tora. So wie die Luft für unser physisches Überleben notwendig ist, so ist die Tora unser geistiges Lebenselixier, ohne das wir nicht existieren können. Für dies danken wir dem lieben Gott mit dem Pessachfest."
Eine Woche vor Pessach hat unsere Gemeinde Päckchen mit 1 kg Mazze, Mazze-Mehl, eine Flasche Kiddusch-Wein, ein Glas gefillte Fisch und ein Glas Salzgurken zusammengestellt, an ältere Gemeindemitglieder verteilt und ihnen nach Hause gebracht. Es war ein gutes Gefühl. Die Leute bedankten sich herzlich für das Geschenk.
Eigentlich ist Pessach ein großes Familienfest, das gemeinsam mit Großeltern und Enkelkindern gefeiert wird. Den Sederabend feierten wir zu Hause unter den notwendigen Hygiene-Bedingungen. Er bleibt noch lange in Erinnerung, der Seder-Abend in unserer Familie, mit der Pessach-Haggada, dem Sederteller mit Ei, Maror, Charosset und Karpas. Auch das Abendessen mit Mazze und vier Becher Wein, mit der Ma Nischtana und die feierlichen Lieder. *Volodimir Barskyy*

Schawuot

Wegen der Corona-Pandemie hatten auch wir keine Möglichkeiten Schawuot normal zu feiern. Trotzdem organisierten wir am 17. Mai den Gottesdienst mit geregelten Hygiene-Bedingungen und notwendigen Beschränkungen. Im Morgengebet sagte Rabbiner Josef Chaim Bloch nach der Tefilla das Hallel und die Psalmen 113–118. Alle Anwesenden bekamen ein Paket mit israelischem Wein, Käsekuchen, Challe und gefillten Fisch. Am zweiten Festtag machten wir alles zu Hause. Wir beteten, lasen das Buch Ruth, erinnerten an die Übergabe der Tora am Berg Sinai und sagten Jiskor. Nach Schawuot nahmen wir engagiert an den Mahnwachen und Kundgebungen für Israel in Verbindung mit dem Nahost-Konflikt teil. Die Mitglieder der Gemeinde haben eine Spende für Israel überwiesen.

Pessach

Kunst gegen Vergessen

Im Juni trafen sich Gemeindemitglieder und zwei treue Freunde der Gemeinde aus den Vorständen des Freundeskreises Israel in Regensburg und der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit im Historischen Museum zu einer Führung durch die Ausstellung „Erinnerung – Kunst gegen das Vergessen. Bilder jüdischer Gefangener im KZ Flossenbürg". Sehr kompetent führte durch die Ausstellung ein weiterer treuer Freund, Dr. Hans Simon-Pelanda, langjähriger Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft ehemaliges KZ Flossenbürg und 1982 maßgeblich beteiligt an der (Wieder)-Entdeckung des KZ-Außenlagers Regensburg im ehemaligen Gasthaus Colosseum (Stadtamhof). Zu Beginn der Führung war eine knappe Einführung von Simon-Pelanda in die Geschichte des Konzentrationslagers sehr hilfreich.
Er gab uns biographische und künstlerische Erläuterungen zu den Künstlern, deren Werke im KZ oder nach der Befreiung entstanden sind. Auch auf Parallelen zu christlicher Kunst wurde hingewiesen. Ein später entstandenes sehr beeindruckendes Werk von Tom Gefken war auch in der Ausstellung zu sehen, eine Vergrößerung seiner Wandinstallation mit einer Darstellung eines Lagerzauns, ein Bild ohne Rahmen umgeben von Rahmen ohne Bilder. Die im Zaun nur als Schemen erkennbaren Figuren lassen sich interpretieren als Menschen, die in den leeren Bilderrahmen fehlen, dadurch ausgelöscht sind, der Erinnerung an sie beraubt sind.
Nach der Einführung war genügend Zeit zur Betrachtung der Werke, wobei Dr. Simon-Pelanda bereitwillig für Rückfragen zur Verfügung stand. *RR.*

STRAUBING

Wir wollen unseren Freunden und Bekannten in den anderen Gemeinden mitteilen, wie froh und dankbar wir sind, dass wir wieder aktiv und konstant die Gottesdienste und das Gemeindeleben stattfinden lassen können. In einer mittelgroßen Gemeinde wie in Straubing ist es wichtig, sich zu treffen und Kontakt zu halten. Denn online und per Video ist

zwar eine Alternative, aber nicht zu vergleichen mit Präsenz-Veranstaltungen. Vor allem die älteren Menschen brauchen den Kontakt, um nicht zu vereinsamen.
Um das Gefühl der Sicherheit zu stärken, haben wir einmal die Woche die Möglichkeit geschaffen, sich von einem Apotheker in den Räumen der Gemeinde testen zu lassen. Wir verteilen vor jedem Gottesdienst FFP-2-Masken und messen Fieber. Wir halten die Abstände und alle Hygiene-Maßnahmen streng ein. Wir wollen unbedingt an den Hohen Feiertagen normal und unbeschwert zur Synagoge kommen können.
Das wünschen wir Euch und allen Gemeinden. *Anna Zisler*

WÜRZBURG

Seit die Inzidenzen sinken und die Corona-Regeln gelockert werden, können nun wieder Veranstaltungen und Aktivitäten für verschiedene Altersgruppen unter Beachtung der erforderlichen Schutzmaßnahmen in unserem Gemeindezentrum stattfinden. Kinder und Jugendliche und ihre Familien schauen auf eine lange Zeit mit teils harten Einschränkungen während der Pandemie zurück. Umso größer ist nun die Freude darüber, dass die Gemeinde ihre Türen für Gruppenaktivitäten öffnet, und Mitte Juni war es dann auch endlich so weit.

Besonders gefreut haben sich natürlich die Kleinen, dass der Unterricht in unserer Sonntagsschule „Schalom Jeladim“ nun endlich wieder startet und sie ihre Freunde treffen können. Also nun heißt es abermals, auf spielerische Weise das Judentum den Kindern näherzubringen: es wird gesungen, getanzt, gemalt, gebastelt und gespielt, was den Kindern auch am meisten Spaß macht. Auch Ausflüge in die nähere Umgebung und Feste stehen auf dem Schulprogramm. Ein besonderes Highlight war ein Familienpicknick in unserem Gemeindehof mit einem bunten Unterhaltungsprogramm für Kinder und Eltern und natürlich auch mit Leckereien, die die Kinder mit Begeisterung selbst gemacht haben – Obstspieße aus Früchten der Saison.

Das zweite Highlight war eine Fahrt für junge Familien mit dem Schiff unter dem Motto „Jüdische Piraten auf Schatzsuche“. Bei Spielen und guter Laune im Rokokogarten konnten die jungen Piraten dann auch noch eine alte Synagoge besuchen und dort nach einem außergewöhnlichen Schatz suchen. Für die kleinen Piraten, aber auch für die Eltern war der Ausflug ein unvergessliches Erlebnis.

Seit Mitte Juni hat auch unsere Jüdische Kunstakademie (JUKA) ihre Pforten geöffnet, und seitdem kommen die Kids zum Musik- und Tanzunterricht. Es wird wieder eifrig geprobt, denn eine erste Aufführung in diesem Jahr ist fest geplant, und da wollen die Jugendlichen zeigen, was sie künstlerisch draufhaben und das Publikum mit besonderen Darbietungen überraschen.

Nicht nur die Kinder, auch die Senioren haben sehnsüchtig darauf gewartet, unsere Seniorentreffen und den Mittagstisch wieder besuchen zu können. Die älteren Menschen sind vielseitig interessiert, neugierig und sehnen sich nach Geselligkeit. Daher war es uns besonders wichtig, möglichst schnell nach den ersten Lockerungen für diese Personengruppe innovative Angebote, die Kontakte und Geselligkeit fördern, anzubieten und sie aus der Einsamkeit während der Pandemie herauszuholen. So waren dann auch unsere Seniorentreffen und der beliebte Mittagstisch gut besucht, und die älteren Menschen können sich nun wieder in einer vertrauten Umgebung treffen, austauschen und über wichtige Themen sprechen.

Auch das Deutschlernen in verschiedenen Kursen hat wieder begonnen, und interessierte Gemeindemitglieder wollen ihre Sprachkenntnisse nach der langen Corona-Pause ergänzen und vertiefen. Es wird wieder diskutiert, und das ist für alle ein tolles Gefühl. Denn viele Gemeindemitglieder, vor allem die älteren, waren während der Pandemie meist zu Hause und haben zum Großteil nur über das Telefon Kontakt zu anderen Menschen gehabt. Umso mehr freuen sie sich nun endlich rauszukommen und ihren Neigungen nachgehen zu können.

Großes Interesse findet daher unser Malkurs, der in diesem Jahr sein fünfjähriges Bestehen feiert und den Kursteilnehmern nun schon seit geraumer Zeit die Möglichkeit gibt, ihrer Kreativität freien Lauf zu lassen und frei oder unter Anleitung wunderbare Werke gestalten zu dürfen.

In der Gemeinde gibt es seit vielen Jahren einen Chor und eine Tanzgruppe, die bei allen Gemeindefeiern mit ihrem bunten Bühnenprogramm stets das Publikum begeistern. Auch für sie war der Lockdown eine schwierige und harte Zeit, so dass alle nun endlich aufatmen können und froh und dankbar sind, nun wieder gemeinsam singen und tanzen zu dürfen.

Wir hoffen nun alle, dass die Inzidenzwerte niedrig bleiben und dass das religiöse Leben sowie alle Freizeitangebote wie vor der Pandemie stattfinden und alle Gemeindemitglieder uneingeschränkt am Gemeindeleben teilnehmen können. Ein großes Dankeschön gebührt den Kolleginnen und Kollegen, die mit viel Engagement dazu beigetragen haben, dass das soziale und kulturelle Gemeindeleben so erfolgreich wieder starten konnte. Also danke an Marina Zisman (Sonntagsschule, Chor und Tanzgruppe, Seniorentreffen), Larissa Dubovska (Sonntagsschule, Malkurs), Vladlena Vakhovska, Daria Belianski und Alexander Shif (JUKA und Jugendzentrum).

Erika Frank

Piratenfahrt

Malkurs

Polen, Ukrainer, Juden: Buczacz

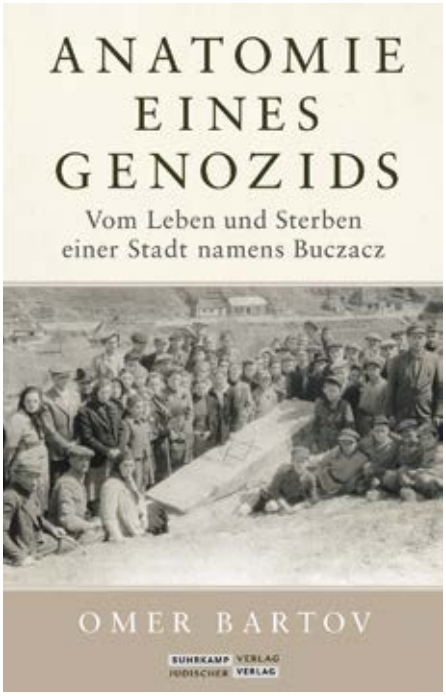
Omer Bartov, 1954 in Israel geboren, ist Historiker an der amerikanischen Brown-Universität in Providence. Deutschen Lesern ist er 1996 durch die Übersetzung seines Buches über „Hitlers Wehrmacht“ bekannt geworden. In dieser Zeit begann er auch mit der Arbeit an seinem 2018 auf Englisch und jetzt auf Deutsch erschienenen neuen Buch „Anatomie eines Genozids“.

Es erzählt die Geschichte der ostgalizischen Stadt Buczacz mit ihren drei verschiedenen Bevölkerungsgruppen, den Polen, Ukrainern und Juden, vom 16. Jahrhundert an bis in die Gegenwart. Die erste Hälfte des Buches umfasst die Zeit bis zum Einmarsch der Deutschen Wehrmacht 1941. Unter der Kapitelüberschrift „Die deutsche Ordnung“ folgt in der zweiten Hälfte des Buches die Geschichte, die mit dem Titel des Buches angezeigt wird, die Vernichtung der jüdischen Bevölkerung der Stadt Buczacz.

Omer Bartovs Eltern stammen aus Buczacz. Deshalb ist dieses Buch auch eine persönliche Familiengeschichte. Seine Eltern sowie seine Großeltern wanderten jedoch bereits 1935 nach Palästina aus. Die Familie, die zurückblieb, entging nicht der Shoa. Bartov zeigt ein Bild seiner Mutter als 11-jähriges Mädchen in einer Gruppe von Auswanderern unmittelbar vor Betreten des Schiffes. Dieses Bild ist sehr bewegend, zeigt es doch stolze, sich selbstbewusst gebende Juden. Der Leser von Bartovs Buch aber weiß, dass es sich nur um eine Momentaufnahme vor dem Hintergrund einer grausamen Geschichte handelt.

Omer Bartov hat 20 Jahre an diesem Buch gearbeitet. Durch das umfangreiche Beweismaterial, das westdeutsche Gerichte in den Nachkriegsjahrzehnten für ihre Ermittlungen gegen angeklagte deutsche Täter gesammelt haben, konnte Bartov die begangenen Verbrechen in ihrem „vollen Ausmaß und Charakter“ studieren. Zudem lagen ihm zahlreiche historische Dokumente, z.B. Tagebücher von Beobachtern oder Beteiligten der Ereignisse, vor. Außerdem führte er viele Zeitzeugeninterviews. Einige von ihnen, gegen Ende des ersten Jahrzehnts der 2000er Jahre geführt, machen deutlich, dass trotz der zeitlichen Entfernung von jetzt schon mehr als 75 Jahren das Zeitalter des Völkermordes an den europäischen Juden doch noch immer eine unsere Gefühle und unsere Gedanken bedrängende Nähe besitzt.

Omer Bartov hat seinem Buch ein Zitat des aus Buczacz stammenden israeli-



schen Literaturnobelpreisträgers Samuel Joseph Agnon vorangestellt. Es ist seinem bisher nicht auf Deutsch erschienenen Gedenkbuch für seine Heimatstadt „Die Stadt in ihrer Fülle“ entnommen. In diesem Zitat beschreibt Agnon, dass er, wenn er die Augen schließe, von der Welt in Buczacz das sähe, „was ich zu sehen begehre“, während er sehenden Auges das Leid und den Tod seiner Brüder sehe. Das mit geschlossenen Augen geschaute jüdische Buczacz ist hingegen ein verklärtes. Agnons verklärte Schau ist nur allzu menschlich. Und als Schau eines Dichters zeigt sie Bilder eines jüdischen Lebens, das im Einklang mit Gott und der Welt ist.

Diesem Wunschbild hat die Realität des Genozids eine Welt der Niedertracht, der Gemeinheit und der Grausamkeiten, mit gelegentlichen „Augenblicken der Selbstlosigkeit und der Güte“, entgegengestellt. Es ist die Welt, die darzustellen Aufgabe des Historikers ist. Omer Bartov hat sich vorgenommen, sie in ihrer „ganzen Vielschichtigkeit zu rekonstruieren“. Zu dieser Vielschichtigkeit gehört es auch, Originalstimmen der damaligen Zeit zu Wort kommen zu lassen, Polen, Ukrainer, aber auch Deutsche, mit all ihrer Selbstgerechtigkeit, mit ihren Verdrängungen und Verdrehungen.

Bartov nimmt diesen Stimmen gegenüber eine sachliche, neutrale Haltung ein, kommentiert und deutet sie, widerlegt sie aber auch dort, wo er aus anderen, glaubhafteren Quellen angemessenere Darstellungen der schrecklichen Ereignisse anführen konnte. Oft lässt er aber die Beteiligten einfach nur sprechen, überlässt es ihnen, ihre subjektive, vom nationalen polnischen oder ukrainischen Selbstbewusstsein geprägte Sicht auf die Ereignisse, die den Gegner oder Rivalen denunzieren, darzulegen.

Bartov geht für seine Rekonstruktion der Geschichte von Buczacz und seinen drei Bevölkerungsgruppen bis ins 16. Jahrhundert zurück, als „im Zuge der Ostexpansion Polens“ Juden, vom polnischen Adel dazu eingeladen, sich in Buczacz ansiedelten. Damit geriet die jüdische Bevölkerung dieser Gegend zugleich zwischen die Fronten des Nationalitäten- und Herrschaftskonflikts der Polen und der Ukrainer um diesen Landstrich. Selbst ohne Ambitionen, sich als rechtmäßige Eigentümer dieses Landes hervorzutun, suchte die jüdische Bevölkerung unter den stetig wechselnden Machtverhältnissen und den ewig dauernden Spannungen und Kämpfen einen einigermaßen sicheren Weg des Zusammenlebens mit den anderen Bevölkerungsgruppen.

Unbeteiligt am Kern ihres politischen Konfliktes, hatten Juden oft unter den Rachegedanken der Rivalen zu leiden. Von Polen und Ukrainern gleichermaßen als Fremde angesehen, stellten sie sich für sie als „wichtige, wenngleich bösartige Erscheinungen im Zyklus des Lebens“ dar. Diese Sicht wurzelte nicht nur in den politischen Konflikten, sondern auch in religiösen Zusammenhängen, im christlichen Antijudaismus.

Bartov zeigt auf, wie Buczacz schließlich im Ersten Weltkrieg in die Frontlinie geriet, da sich hier immer wieder die Wege der feindlichen Armeen kreuzten. Durch die wechselnden Eroberungen in der Region und die grausamen Kämpfe untereinander prägten sich im Bewusstsein der drei Bevölkerungsgruppen Erlebnisse ein, die die „Einstellungen und Mentalitäten der Menschen“ auch in den folgenden Jahrzehnten bestimmten.

Mit dem Beginn des Zweiten Weltkrieges tritt die „Sowjetmacht“ als eine äußere, deregulierende Macht in die Region Ostgaliziens ein. Juden und Ukrainer schließen sich nahe an sie an. Diese Kollaborationen sind jedoch gefährlich. Von den Deportationsaktionen, die die Sowjetunion in den nicht einmal zwei Jahren ihrer Macht über die Region durchführt, werden alle Bevölkerungsgruppen getroffen, am stärksten die Polen.

Im zweiten Teil des Buches, beginnend mit dem Kapitel „Die deutsche Ordnung“, beschreibt Bartov, wie die Deutschen ab dem Juni 1941 in dieser Region ihre Macht ausübten, wie sie den Genozid an

den Juden ausführten und wie sie diesen erlebt haben. Auch in diese Kapitel sind Bilder eingefügt. Sie zeigen die Verantwortlichen anhand von Porträtfotos sowie mit Momentaufnahmen in ihrem beruflichen Tätigkeitsfeld und ihrem familiären Umfeld.

Auf Seite 244 ist ein deutsches Lebensmittelgeschäft in Czortków abgebildet. Es zeigt die Normalität eines Alltags, über den Bartov schreibt, dass er für viele Deutsche „eindeutig der Höhepunkt ihres Lebens“ gewesen sei. „Lebensmittel, Alkohol, Tabak und Sex standen ihnen fast unbegrenzt zur Verfügung. Vor allem aber waren sie die uneingeschränkten Herren über Tod und Leben.“ Trotz dieser zusammengedrängten Beschreibung der Lebenswelt, in der der Völkermord stattfand, kann es einem Leser dennoch gelingen, sich allmählich in die komplexen Zusammenhänge der Ereignisse einzufühlen.

Die Angestellten der deutschen Zivilverwaltung hatten auch ihre Frauen und Kinder in Buczacz. Weil der Völkermord von den Deutschen öffentlich und mit einer Unbekümmertheit und Selbstsicherheit ausgeführt wurde, konnte er auch von den deutschen Kindern wahrgenommen werden. Ihre Mütter haben sich über mögliche seelische Folgen für ihre Kinder ausgetauscht. Diese Gespräche, die einige Mütter nicht vergessen konnten, haben im Nachkriegsdeutschland bei polizeilichen Vernehmungen für die Mütter, die leugneten, überhaupt etwas vom Völkermord mitbekommen zu haben, zur Entlarvung ihrer Lüge gedient.

Bartov zeigt am Beispiel des Judenrates von Buczacz und seines Widerparts, des aus seinem Versteck in den Wäldern heraus operierenden jüdischen Widerstands, eindringlich auf, welche Perspektiven sich bei dem jüdischen Bevölkerungsteil auf den Genozid herausbildeten. Der Arzt Dr. Seifer, ein Mitglied des Judenrats, schrieb nach dem Krieg einen Brief an einen Bekannten, in dem er sein Verhalten, das in dauernder Spannung zwischen der Hilfe für die jüdische Gemeinschaft und seiner Selbsterhaltung stand, zu rechtfertigen versuchte.

Bartov urteilt, auch auf der Grundlage der Aussagen eines der damaligen jüdischen Widerständler, dass Seifers Verhalten etwas darüber sage, „wie anständige Leute in finsteren Zeiten zu nützlichen Instrumenten des Völkermords werden können.“ Bartov hebt zudem am Beispiel eines jüdischen Mannes hervor, wie einfach letztlich doch der Wechsel vom Angehörigen des von den Deutschen eingesetzten jüdischen Ordnungsdienstes auf die Seite der Widerständler gewesen ist.

Bartov fasst seine Darstellungen in dem Gedanken zusammen, dass allen drei Bevölkerungsgruppen äußerstes Leid zugefügt worden ist. Die Lektüre seines Buches ist deshalb eine emotionale und moralische Herausforderung. Die Schilderungen der grauenhaften Verbrechen bleiben im Gedächtnis haften. Die Zeugen, die Bartov zu Wort kommen lässt, bezeichnet er als parteiisch für ihr eigenes Volk. Sie haben, auch nach dem Krieg, wenig Verständnis für das Schicksal der anderen Bevölkerungsgruppen.

Das gilt im Besonderen für den Genozid an der jüdischen Bevölkerung. Sie wird von allen Parteien, besonders aber von den Deutschen, stets nur wie ein totes Objekt behandelt, mit dem man „tun konnte, was man wollte“. Unter menschlichen Gesichtspunkten wurden sie nicht gesehen.

Daniel Hoffmann

Omer Bartov: Anatomie eines Genozids. Vom Leben und Sterben einer Stadt namens Buczacz, 486 Seiten, Jüdischer Verlag, Berlin 2021, www.suhrkamp.de/juedischer-verlag

Franz Dubas Bericht

Im Aachener Rimbaud-Verlag ist jetzt ein erst vor wenigen Jahren im Nachlass aufgefundener fragmentarischer Prosatext des als Bukowiner Lyriker im deutschen Sprachraum bekannten Moses Rosenkranz veröffentlicht worden. Der Text trägt den Titel *Der Hund. Franz Dubas Bericht*. Rosenkranz, 1904 in einem kleinen Dorf in der Bukowina geboren, starb 2003 in einem kleinen Dorf im Hochschwarzwald, in dem er gemeinsam mit seiner Ehefrau seit den 60er Jahren gelebt hat. Neben seinen Gedichten hat der Rimbaud-Verlag auch sehr erfolgreich seine autobiografischen Erzählungen *Kindheit* und *Jugend*, beide ebenfalls nur als Fragmente vorliegend, herausgebracht.

Das jetzt erschienene Buch ist der einzige weitgehend ausgearbeitete Teil eines von Rosenkranz gegen Ende der 50er Jahre, als er noch in Rumänien lebte, geplanten Romans, der fiktional seine im Holocaust und im Lagersystem der Sowjetunion erlittenen Erlebnisse darstellen sollte.

Mittlerweile hat sich in der Literatur das Genre der Holocaustliteratur fest etabliert. Tatsachenberichte treten hier neben fiktionalen Verarbeitungen auf. In diesem Kontext gesehen, ist ein lange Zeit unveröffentlicht gebliebener Text, der nur wenige Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges geschrieben wurde, nicht mehr unbedingt als ein originärer Beitrag

zur Holocaustliteratur zu verstehen. Er ist eher von historischem Wert, da er wertvolle Einblicke in die frühen Schreibweisen, in den verwendeten Wortschatz und in die formale Gestaltung der Holocaustliteratur bietet.

Für diesen eher distanzierten Blick bietet sich Rosenkranz' fragmentarischer Erzähltext geradezu an. Er ist, wie einer der Herausgeber, Sascha Feuchert, schreibt, „in mehrfacher Hinsicht artifiziell“. Er sei künstlerisch intensiv durchgearbeitet, „sprachlich dicht, und er ist in seiner Fiktionalität jederzeit erkennbar.“ Zudem nimmt der Erzähler durchgehend eine „ironisch-zynische Distanz“ ein, die es Lesern schwer macht, sich in ihrem eigenen Leseduktus an den Text zu gewöhnen. Viele Sätze gehen über sieben Zeilen hinweg und erfordern so eine hohe Aufmerksamkeit. Wenn der Wortschatz zudem aus zahlreichen Zynismen besteht, ist dies nur schwer zu ertragen.

„Doch kann eine Sprache, die versucht, die Verbrechen des Holocaust in Worte zu fassen, eigentlich zu drastisch sein?“, fragt Andrea Löw, die andere Herausgeberin dieses Buches, in ihrem Nachwort. In Rosenkranz' *Der Hund* begegnen sich Franz Duba, ein ehemaliger Lehrer aus dem Sudetenland, Julia Paschkes, seine ehemalige Schülerin, deren Eltern durch Taufe ihr Judentum ablegen wollten, sein ehemaliger Schüler Hubala, jetzt KZ-Aufseher, sowie der Hund Nero, der einst im behüteten Hause der Paschkes geboren wurde und jetzt zu einer Waffe gegen KZ-Häftlinge abgerichtet werden soll, in einer ostpreußischen Ausbildungsstätte für KZ-Wachmannschaften und Hunde.

Rosenkranz schildert ausführlich Dubas Weg durch verschiedene Lager sowie Julias Weg durch verschiedene Bordelle, bis sie schließlich beide in der ostpreu-

ßischen Ausbildungsstätte landen. Eingeflochten ist in diese Erzählung, dem Untertitel entsprechend, Franz Dubas Bericht über seine Erfahrungen. Jedoch lassen sich beide Textebenen nicht deutlich unterscheiden, so dass der Sinn dieser eingeschobenen „Zitate“ nicht erkennbar wird.
Im 38. Kapitel, „Julias Endsieg“, treffen die Protagonisten und der Hund Nero in einer inszenierten Orgie der Bestialität und Brutalität aufeinander. In einem der beiden biografischen Essays von Burkhard Baltzer, die die Abteilung der „Nachworte“ einleiten, fühlt sich Baltzer bei der Wiedergabe eines Kindheitserlebnisses von Rosenkranz an einen Horrorfilm erinnert. Mich erinnerte das 38. Kapitel an eine besonders abstoßende Sequenz aus Pier Paolo Pasolinis letztem Film, dem 1975 veröffentlichten Film *Die 120 Tage von Sodom*, in der junge Menschen wie Hunde den Exzessen ihrer Peiniger preisgegeben werden. Die Atmosphäre von Rosenkranz' Buch ähnelt stark der dieses Filmes. Beide versuchen aus dieser Gewaltorgie einen Funken Menschlichkeit zu retten. Doch gelingt es ihnen?
Alle Beiträger bescheinigen Rosenkranz, dass er ein „Autor des Hörensagens“ gewesen sei, der „‚aufgeschnappte' Berichte, Meldungen und dann auch Erlebtes dichterisch verwandelte“. Andrea Löw meint, es „können einige reale Hintergründe vermerkt werden“. Aber wie sollen Leser diese Hintergründe entdecken? Jüdische Leser, die entweder den Holocaust selbst überlebt haben oder Nachkommen Überlebender sind, setzen sich nur selten Tatsachenberichten und fiktionalen Texten über den Holocaust aus. Sie haben ihre eigenen familiären Narrative des Holocaust. Nichtjüdische Leser haben es dagegen schwer, sich sachgerecht zu orientieren, da ihnen die Lebens- und Überlebenserfahrung aus dieser Zeit nicht unmittelbar nahegebracht worden sind.
Baltzer schreibt: „Die Zeit fördert Legenden und Fiktionen.“ Dem ist zuzustimmen. So arbeiten und verarbeiten die Menschen oder die Völker ihre Erinnerungen zu Legenden. Moses Rosenkranz, der in den 50er Jahren den großen Roman über den Holocaust plante und ihn letztlich nicht zustande brachte, hat sich möglicherweise in dieser überartifiziellen Fiktionalität seines Schreibens, die das reale Erleiden des Holocaust hinter sich lässt, rettungslos verstrickt. Deshalb ist es nur zu begrüßen, dass der Verlag den Herausgebern dieses Buches vier begleitende Texte gestattete, die Lesern die notwendige Orientierung geben. *Daniel Hoffmann*

Moses Rosenkranz: Der Hund. Franz Dubas Bericht, herausgegeben von Sascha Feuchert und Andrea Löw, 216 S., Rimbaud Verlag, Aachen 2021, www.rimbaud.de

Hannah und Ludwig

„Solang noch im Herzen eine jüdische Seele wohnt und nach Osten hin, vorwärts, das Auge nach Zion blickt, solange ist unsere Hoffnung nicht verloren ....“ Die Hatikwa singend landen auf dem Auswandererschiff „Emile Zola“ hundert Flüchtlinge aus Marseille im Sommer 1934 im Hafen von Yafo. Unter ihnen Ludwig und Heinrich Seligmann, zwei junge jüdische Textilkaufleute aus Ichenhausen auf der schwäbischen Alb. Sie sehen sich gezwungen, nach einem Jahr in Frankreich, wohin sie 1933 geflohen sind, auch diesem Land den Rücken zu kehren und vor Verfolgung und Tod nach Palästina zu fliehen. Dort bauen die Zionisten unter kräftiger Mithilfe der Flüchtlinge aus Deutschland und vielen anderen Ländern den israelischen Staat auf. Offiziell ausgerufen werden kann der neue Staat erst am 14. Mai 1948. Bis dahin ist es für die beiden Brüder Seligmann ein beschwerlicher Weg, zumal sie von den Zionisten als umständliche „Jeckes“ eingestuft werden, vor allem der grundanständige Ludwig, der sich mit seiner „Ehrpusseligkeit“ manchmal selbst im Wege steht. Ludwig singt im Angesicht der Küste mit Tränen in den Augen die Hatikwa mit und hofft auf ein besseres Leben in Zion. Heinrich macht sich über seinen Bruder lustig. Für ihn ist klar, dass er, sobald es geht, nach Deutschland zurückkehren wird.
Im ersten Buch über die Geschichte seiner Familie mit dem Titel „Lauf, Ludwig, lauf!“ hat Rafael Seligmann seinem Vater ein Denkmal gesetzt (siehe dazu JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN vom 26. 3. 2021. In „Hannah und Ludwig“ schildert nun der Autor das Leben seiner Eltern in

Israel. Der Leser erfährt aus Sicht der jeweils in der Ich-Form erzählenden Personen, wie die Familienmitglieder die aus heutiger Rückschau zu Geschichte gewordenen Ereignisse erlebt haben und wie sehr sie vom dauernden Zustand der Anspannung, Bedrohung und Bewährung geprägt worden sind. Es ist bewundernswert, wie viel Resilienz die einzelnen Protagonisten entwickeln und spannend zu erleben, wie anders Fremdheit, wirtschaftliche Not und Kriegszustände jeweils verarbeitet werden.
Die beiden sehr unterschiedlichen Brüder gewinnen in diesem zweiten Band noch mehr Profil. Empfangen werden sie im Hafen von Yafo von einem Abgeordneten der Jewish Agency, die sich in den Jahren bis 1948 sowohl mit Arabern als auch mit den Engländern arrangieren musste. Der Kampf ums tägliche Brot in der völlig fremden Umgebung beginnt sofort, jeder geht anders damit um. Heinrich findet schnell einen Job als Zeitungsbote und begnügt sich damit. Er holt sehr bald seine Verlobte Paula nach, heiratet und wird zeitlebens in Israel bleiben.
Ludwig gelingt es in kaum anderthalb Jahren, sich in einem Textilgeschäft von der Putzkraft zum Lagerverwalter, später sogar zum Einkäufer emporzuarbeiten. Aufgrund seines Organisationstalents, seiner überdurchschnittlichen Einsatzbereitschaft und unbedingten Loyalität gegenüber seinem Chef unterstützt ihn dieser, sodass er den dringend notwendigen „Umzug“ der Eltern von Ichenhausen nach Hadraga, einer Landwirtschaftssiedlung 15 Kilometer östlich von Tel Aviv finanzieren kann.
Am 13. Oktober 1935 kommen die Eltern mit dem jüngsten Bruder Kurt in Yafo an. „Sechs Stühle waren das einzige Überbleibsel unseres Hauses in Ichenhausen.“ Sie finden in einem kleinen Häuschen in der Nähe der heutigen Stadt Petach Tikwa einen neuen Platz. Als Tochter Thea endlich auch nachkommt, ist die Familie wieder komplett. Es werden zwölf Kühe angeschafft und Schwester Thea managt die kleine Landwirtschaft. Ludwig, Heinrich und seine Frau wohnen weiterhin in Tel Aviv, kommen aber am Wochenende fast immer nach Hadraga, um die Eltern zu unterstützen. Alle helfen zusammen beim Melken, bei der Wohnungseinrichtung, bei der Lebensorganisation. Vater Isaak hat wieder, wie in Ichenhausen,

die Rolle des Familienoberhauptes inne. Nach einigen Liebesabenteuern hat Ludwig Hannah geheiratet, die aus Berlin nach Zion geflohen ist. 1947 bringt sie den ersehnten Nachfahren Rafael zur Welt. Am Tag der Staatsgründung tanzen die Menschen auf den Straßen von Tel Aviv, auch Ludwig und Hannah mit dem halbjährigen Rafael sind dabei. Doch am nächsten Morgen fallen schon Bomben auf die Stadt. Hannah geht um der Sicherheit Willen mit dem Säugling in die etwas ruhigere Siedlung zu den Seligmanns. Ludwig verliert nach dem Tod seines Chefs seinen guten Posten, eröffnet zunächst ein eigenes Textilgeschäft, danach ein Bistro, scheitert und findet nach unendlichen äußeren und seelischen Wirren wieder zu Frau und Kind. Sie beschließen 1957 nach Deutschland zurückzukehren, zumal Hannah ihre Amöbenruhr dort besser ertragen kann als im ständig warmen Klima Israels.

Die Schilderung des Erlebens aus der Sicht der jeweils sprechenden Person bringt dem Leser die Gefühlswelt der Figuren nahe. Manchmal hat man beinahe den Eindruck, beim Schreiben eines Tagebuchs oder in der Situation selbst dabei zu sein. Diese Verknüpfung von Fakten- und Gefühlswelt versetzt den Leser in die damalige Zeit und ermöglicht es ihm, Jahreszahlen, politische Entscheidungen, Kriegsberichte, Terrorangriffe und menschliche Empfindungen in einer Zusammenschau intensiv nachzuerleben, was beim reinen Faktenstudium nicht möglich ist. Ein fesselndes Buch. Ich bin gespannt auf den nächsten Band der Familiengeschichte!

Priska Tschan-Wiegelmann

Rafael Seligmann: Hannah und Ludwig. Heimatlos in Tel Aviv, 400 S., Langen Müller Verlag, München 2020, www.langenmueller.de.

Gespräche mit Otto Kernberg

Dr. Manfred Lütz, Chefarzt des Alexianer-Krankenhauses in Köln, ist ein vielseitiger Mann: Psychiater, Psychotherapeut, katholischer Theologe, Kabarettist, Autor einiger Bestseller. Im Jahre 2016 hat Lütz ein Gesprächsbuch mit dem israelischen Künstler Jehuda Bacon veröffentlicht, der Auschwitz überlebt hat. Nun hat der emsige Publizist ein weiteres Interview-Buch produziert. In diesem Band lässt er den renommierten Psychoanalytiker Otto Kernberg, Jahrgang 1928, seine Erlebnisse da und dort sowie seine Ansichten über Gott und Donald Trump erzählen.

Der aus Wien stammende Kernberg konnte in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft zusammen mit seinen Eltern nach Chile entkommen. Heute lebt und arbeitet der international bekannte Analytiker in New York. Mehr als ein Dutzend Bücher hat Kernberg geschrieben (einige wurden ins Deutsche übersetzt), aber merkwürdigerweise so gut wie nichts zu seinem Leben. Er erklärte, dass er es zeitlich nicht schaffe, eine Autobiographie zu verfassen, da er noch so viele Projekte realisieren wolle. Die Frage von Lütz, ob er zu einem Dialogbuch bereit sei, bejahte Kernberg sofort. So entstand das vorliegende Gemeinschaftswerk, das sowohl Kernbergs Lebensgeschichte erzählt als auch Einblicke in sein wissenschaftliches Oeuvre gewährt.

In seiner Einleitung bemerkt Lütz, dass das Gespräch jede Erwartung übertraf: „Otto Kernberg war rückhaltlos offen, offenbarte mit größter Selbstverständlichkeit höchst Persönliches, was öffentlich bisher niemandem bekannt war, und diese Offenheit ließ das Gespräch immer wieder existenzielle Tiefen erreichen." So wollte der katholische Interviewer von seinem jüdischen Gesprächspartner z.B. wissen: „Wie war Ihre religiöse Entwicklung?", und er bekam eine ins Detail gehende Antwort. Kernberg wich auch der Frage „Was beeindruckt Sie am Judentum besonders?" nicht aus.

Er war bereit zu schildern, wie der „jüdisch-katholische Ritus" bei seiner zweiten Eheschließung im Oktober 2007 aussah. Kritisch anzumerken ist, dass die folgenden Ausführungen nicht fehlerfrei sind: „In der jüdischen Religion haben die Kohanim, das waren die Priester, das Recht, Hochzeitsfeiern zu leiten. Unser Freund Martin Bergmann war Kohanim (sic!) … Obwohl er das noch nie gemacht hatte, hielt er alle erforderlichen Gebete auf Hebräisch. Nur das Gebet, in dem man schwört, dass man seinen Arm verlieren möchte, wenn man sich nicht darum bemüht, Jerusalem wieder zu besitzen (sic!), ließ er aus."

Übrigens lässt uns Kernberg wissen, dass er zunächst gewisse Bedenken gegen eine Ehe mit einer gläubigen Katholikin hatte. Er habe sich deshalb mit einem traditionell-konservativen Rabbiner in Cleveland beraten: „Wir redeten einen ganzen Nachmittag lang miteinander, und er sah da überhaupt kein Problem." Wenn es Seelsorger mit einer solchen Auffassung gibt, braucht man sich nicht zu wundern, dass die Mischehen-Rate steigt. Der Fall Otto Kernberg zeigt uns deutlich, was dann passiert, wenn ein Jude sich nicht verpflichtet fühlt, das Religionsgesetz zu halten. Zwar ist der Analytiker Mitglied einer jüdischen Gemeinde, hat aber nach eigener Angabe keine Zeit, in die Synagoge zu gehen.

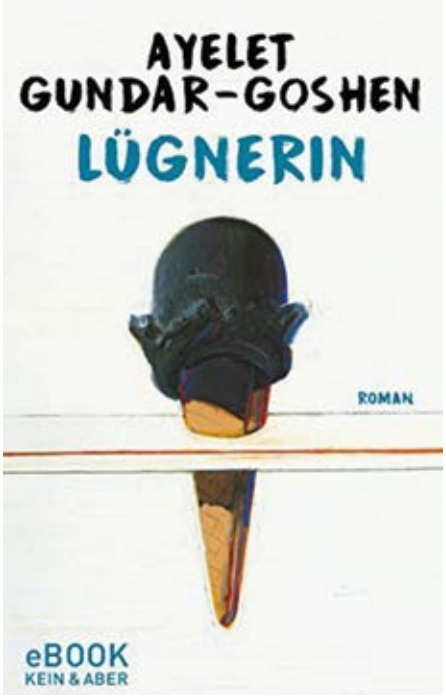
Kernberg hat dicke Bücher sowohl über die Borderline-Störung als auch über das Phänomen des Narzissmus verfasst. Lütz bringt den Experten dazu, kurz und einfach („für einen gebildeten Metzger") zu erklären, was diese Fachbegriffe bedeuten. Seine Fall-Vignetten sind stets prägnant formuliert und verdeutlichen die seelischen Störungen, von denen jeweils die Rede ist. Man kann behaupten, dass Kernbergs Geschichten zugleich lehrreich und unterhaltsam sind.

Von 1997 bis 2001 war Kernberg Präsident der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung. Was er über die Welt der Analytiker zu berichten weiß, dürfte viele Außenstehende überraschen. Wer hätte z.B. gedacht, dass 13 Prozent der Psychotherapeuten sexuellen Missbrauch betrieben haben. Kernberg schildert skandalöse Vorkommnisse, von denen er erfahren hat.

Manchen Kollegen wird es vermutlich nicht gefallen, dass Kernberg lobende Worte für Therapeuten der konkurrierenden Verhaltenstherapie gefunden hat. Und dass er es wagt, Sigmund Freuds Buch über die Religion als flach zu bezeichnen, wird ihm ebenso Kritik einbringen wie der Vorschlag, die Lehranalyse im Rahmen der Ausbildung abzuschaffen. Jedenfalls regt das vorliegende Gesprächsbuch an vielen Stellen zum Nachdenken an. *Yizhak Ahren*

Manfred Lütz: Was hilft Psychotherapie, Herr Kernberg? Erfahrungen eines berühmten Psychotherapeuten, 192 S., Verlag Herder, Freiburg im Breisgau 2020, www.herder.de.

Lügnerin



Nuphar ist siebzehn, sie hat Sommersprossen und findet sich keineswegs attraktiv – ganz im Gegensatz, wie ihr ihre Mitschülerinnen scheinen, die Teil einer Gruppe sind, zu der sie nicht gehört. Oder ihrer schönen jüngeren Schwester Maya. Während der Sommerferien arbeitet sie in einer Eisdiele, und nach der Begegnung mit der Clique aus ihrer Klasse, zu der inzwischen auch ihre bisher einzige Freundin gehört, fühlt sie sich ausgesprochen unwohl. Und als ein missgelaunter Kunde, der einst so erfolgreiche Schlagerstar Avishai Milner, sie beschimpft, rennt sie in den Hof des Ladens und schreit, als der Mann ihr folgt.

Die Folgen sind fatal. Ihr Schreien wird als Reaktion auf einen Übergriff des Mannes interpretiert, gegen den Nuphar sich erfolgreich zur Wehr setzte. Sie wird zum Star in den Medien, sie blüht auf, während der Beschuldigte endgültig keine Chance mehr im Musikgeschäft haben wird.

Zwei Menschen wissen, dass nichts passiert ist: ein angeblich taubstummer Bettler und der schmächtige Junge aus dem vierten Stock, der auf dem Fenstersims saß, als sich der Vorfall abspielte. Lavie Maimon, dessen Vater, Oberst Arie Maimon, so viel von seinem Sohn erwartet, was er unmöglich würde erfüllen können, verlangt einen Preis für sein Schweigen: Sie sollte ihn erwähnen. Sie werden Freunde.

Auch Lavie wird lügen. Und da gibt es noch Raymonde, die in der Wohnresidenz mit der Shoa-Überlebenden Freundschaft geschlossen hatte. Auch sie wird lügen.

Diesen Reigen führt uns die 1982 geborene israelische Schriftstellerin und Psychologin Ayelet Gundar-Goshen in so ironischer, aber niemals böser Weise vor, dass die Leser ihr nur zu gern folgen und auf ein gutes Ende hoffen. Anders als die Vorgängerbücher *Eine Nacht Markowitz* (2013) und *Löwen wecken* (2015) schafft die Ironie Distanz. Dennoch werden alle ihre Figuren zum Leben erweckt – und wir verstehen sie. Eine wunderbare Lektüre. *Angela Genger*

Ayelet Gundar-Goshen: Lügnerin, 336 S., Kein & Aber Verlag, Zürich 2017, www.keinundaber.ch.

Bayern-Präsident Kurt Landauer

Schon 1903 war Kurt Landauer begeisterter Spieler beim FC Bayern. 1884 wurde er in Planegg als viertes der sieben Kinder des gutsituierten Textilkaufmanns Otto Landauer und seiner Frau Hulda geboren. Er ist in München groß geworden. Viermal im Laufe seines Lebens war er Präsident des FC Bayern.

Sportlich gesehen, war die dritte Phase von Landauers Präsidentenzeit 1922 bis 1933 am interessantesten, weil es unter seiner Leitung dem FC Bayern 1932 zum ersten Mal gelang, Deutscher Meister zu werden. 1933 jedoch, die Nazis hatten gerade die Macht übernommen, sah sich Kurt Landauer als Jude gezwungen, seinen Rücktritt einzureichen. Bis vor wenigen Jahren wurde es seiner engen Verbundenheit mit dem FC Bayern zugeschrieben, dass er nach dem Exil in der Schweiz am 26. Juni 1947 nach München zurück ging, um schon zwei Monate später, am 19. August 1947, wieder das Amt des Präsidenten zu übernehmen. Dass diese Tatsache nicht nur mit Landauers leidenschaftlicher Fußballbegeisterung zusammenhing, sondern vor allem mit einer großen Liebe, wird erst jetzt durch die Veröffentlichung des Briefwechsels mit seiner langjährigen heimlichen Geliebten, Maria Baumann, und seines für sie geschriebenen Lebensberichtes einem größeren Leserkreis erfahrbar.

Rachel Salamander und Jutta Fleckenstein haben die von Familie Baumann dem Jüdischen Museum München 2017 zur Verfügung gestellten schriftlichen Unterlagen redigiert, kommentiert und ein faszinierendes Buch daraus gemacht. Im Vorwort schreiben die Herausgeberinnen: „Der Briefwechsel führt in die Forschungsfelder jüdische Familiengeschichte, Geschichte der Verfolgung, der Emigration und Remigration, zeigt Fußballgeschichte und ist nicht zuletzt eine ungewöhnliche, einzigartige Liebesgeschichte."

Der in der Handschrift 77 Seiten umfassende Lebensbericht ist das erschütternde Zeugnis dieser unverbrüchlichen Liebe zweier Menschen, die beide von edler Gesinnung waren. In schonungsloser Offenheit legt Landauer in seinem Lebensbericht die eigenen beengten Sichtweisen und ihre Entstehung dar. Verwirrung, Desorientierung und Fehlentscheidungen werden beschrieben und am Schluss macht Kurt Landauer Maria Baumann einen rührenden schriftlichen Heiratsantrag.

Am 30. Januar 1927 begann die damals neunundzwanzigjährige, protestantische Maria Baumann aus Memmingen bei Familie Landauer als Hausmädchen. Der damals 43 Jahre alte Kurt und sein Bruder Paul lebten im Haushalt der verwitweten Mutter. Maria und Kurt verliebten sich und lebten sechs Jahre lang ihre heimliche Liebe, die wegen des Standesunterschieds, der unterschiedlichen Religionszugehörigkeit und der „Rassenschande" keine Zukunft hatte.

Im November 1938 wurde Kurt Landauer mit zwei seiner Brüder nach Dachau deportiert. Maria Baumann stellte einen Visumsantrag im amerikanischen Konsulat in Stuttgart für ihn, der jedoch wegen

der hohen Nummer 35 879 keine Aussicht auf Erfolg hatte. Einen Monat später wurde Landauer wieder aus Dachau entlassen und bereitete aktiv seine Auswanderung in die Schweiz vor. Maria Baumann half ihm bei den Vorbereitungen der Flucht am 17. Mai 1939 und kümmerte sich um seine in München zurückgebliebenen Geschwister. Die ganze Zeit des achtjährigen Exils hielten beide schriftlich den Kontakt. Nach der Rückkehr Landauers 1947 lebten sie in München zusammen und heirateten 1955.

Die im Buch veröffentlichten Briefe zwischen Landauer und Baumann handeln viel von lebenspraktischen Angelegenheiten, um die bevorstehende Rückkehr Landauers nach München vorzubereiten, aber immer wieder auch von der gegenseitigen Liebesversicherung. So schreibt Landauer am 10. Mai 1947, kurz vor seiner Rückkehr aus dem Exil am 1. Juni 1947 an Maria Baumann: „Es freut mich, ... dass wir uns die langen Jahre der Trennung hindurch unsere Übereinstimmung der Gedanken, der Meinungen und schließlich auch der Seelen bewahren konnten … weil wir Achtung immer voreinander gehabt haben ... weil wir aufrichtig zueinander gewesen sind."

Überschattet wurde die Beziehung zwischen Kurt Landauer und Maria Baumann von seiner Beziehung zu Maria Klopfer, seine erste Liebe, die Kurt Landauer jedoch nicht heiraten konnte, weil sein Vater dagegen war und der Heiratskandidat selbst unsicher, ob er überhaupt als Ehemann tauge. Es wurde nichts aus der Ehe, eine freundschaftliche Beziehung jedoch blieb, die das Leben Kurt Landauers immer wieder beeinflusste. Maria Klopfer half Landauer bei der Einreisebewilligung in die Schweiz und unterstützte ihn dort finanziell die ganze Zeit im Exil. Auch nach Kriegsende half sie, später von Amerika aus, Kurt Landauer, Maria Baumann und deren Familienangehörige großzügig mit Paketen. Die acht im Buch abgedruckten Briefe von Maria Baumann an Maria Klopfer in den USA lassen Achtung und Wertschätzung erkennen, aber auch Abhängigkeit und Dankbarkeit.

Die im Buch abgedruckten Protokolle von Sportausschuss-Sitzungen und Mitteilungen aus der Clubzeitung des FC Bayern geben Zeugnis vom unermüdlichen Engagement Landauers für den FC Bayern. Noch nach der für ihn völlig unerwarteten Abwahl 1951 unterstützte er trotzdem weiterhin den Verein. In kluger Voraussicht hat er Dinge angemahnt und eingefordert, die wir heute für selbstverständlich halten, so zum Beispiel, dass der Nationalmannschaft ein „ruhiges, abgelegenes Hotel zugewiesen … werden soll", damit die Spieler die nötige Ruhe haben.

Die ausführlichen Fußnoten sind sachlich, informativ und sehr hilfreich, die Zusammenhänge zu verstehen. Jedes in den Texten angesprochene Lebensfeld wird mit Fotos ergänzt und abgeschlossen.

Rachel Salamander und Jutta Fleckenstein ist das Kunststück gelungen, das ganz persönliche Erleben einer großen Liebe in den größeren Kontext von gesellschaftlichen Zerwürfnissen und politisch verursachter Lebensbedrohung zu stellen.

Priska Tschan-Wiegelmann

Kurt Landauer, der Präsident des FC Bayern, Lebensbericht und Briefwechsel mit Maria Baumann, herausgegeben von Jutta Fleckenstein und Rachel Salamander, unter Mitarbeit von Lara Theobalt und Lilian Harlander, im Auftrag des Jüdischen Museums München, 379 S., Insel Verlag, Berlin 2021, www.suhrkamp.de.

Böhmische Juden

Rechtzeitig vor ihrem 100. Geburtstag konnte Wilma Iggers mithilfe der renommierten Historikerin für deutsch-jüdische Geschichte, Professor Monika Richarz, ihre Kindheits- und Jugenderinnerungen veröffentlichen. Ihre Mutter, Elsa Ornstein, stammte aus dem kleinen oberpfälzischen Ort Waldmünchen, ihr Vater Karl gehörte zur jüdische Familie Abeles aus dem ländlichen Westböhmen.

Zusammen mit zwei Cousins und seinem Bruder Leo gründete er 1887 die Kompanie Abeles und Popper, die den Ertrag der bei Bischofteinitz gemeinsam betriebenen Landwirtschaft redlich teilte und so gut wirtschaftete, dass sie 1931 das zunächst gepachtete Gut Neuhof anzahlen konnte. Später brachte die Kompanie das Unwahrscheinliche zuwege, eine Farm in Kanada anzuzahlen, für 39 Personen das Einreise-Geld von 1000 Kanadischen Dollars pro Familie zusammen zu bekommen und im November 1938 den europäischen Kontinent hinter sich zu lassen, um auf der Wren-Farm in der Provinz Ottawa ein neues Leben zu beginnen.

Das Böhmen ihrer Kindheit, von dem Wilma Iggers erzählt, hatte sich spätestens 1937/1938 verändert. Dorthin konnte niemand aus ihrer Familie zurückkehren.

Als sie nach Studium, Lehrtätigkeit und Zusammenarbeit mit ihrem Mann, dem deutsch-amerikanischen Geschichtswissenschaftler Georg Iggers (1926 – 2017), die Möglichkeit bekam, Zeugnisse der böhmischen Juden zu sammeln und das Ergebnis ihrer Forschungen in mehreren Publikationen zugänglich zu machen, kam die Heimat nicht nur ihr ganz nah. Nachzulesen sind ihre Sammlungsergebnisse zum Beispiel in dem Lesebuch „Die Juden in Böhmen und Mähren" (1986), und in dem Rückblick, zusammen mit Georg G. Iggers, „Zwei Seiten der Geschichte. Lebensbericht aus unruhigen Zeiten" (2002).

Schon aus dem kleinen, nun vorliegenden Buch wird deutlich, dass Landesgrenzen nicht identisch sind mit sozialen und kulturellen Einheiten. Dass aber jede Einheit ihren eigenen Wert hat, weil Landschaft und Zusammenleben prägend sind. Das trifft nicht nur für diese Region zu, sondern sollten sich die Leser auch in Hinblick auf andere kulturelle Räume bewusst machen.

Wilma Iggers beeindrucke durch ihre einfache, sachliche, ja nüchterne Sprache, kommentierte Radio Wartburg Eisenach das Erinnerungsbuch. Zu ergänzen wäre hier noch die sorgfältige Herausgeberschaft von Monika Richarz.

Angela Genger

Wilma Iggers, Monika Richarz (Hg.): Böhmische Juden. Eine Kindheit auf dem Lande, 110 S., Hentrich & Hentrich Verlag, Leipzig 2021, www.hentrichhentrich.de.

Ein anderer Krieg

The Empire is doomed, mit diesem Ausspruch: Das Empire ist zum Scheitern verurteilt, überschreibt der deutsch-israelische Historiker Dan Diner das erste Kapitel seiner aufregenden Studie „Ein anderer Krieg. Das jüdische Palästina und der Zweite Weltkrieg 1935 – 1942". In diesem Kapitel geht es um die Biltmore-Konferenz in New York, auf der sich zwischen dem 9. und 11. Mai 1942 die 586 Teilnehmer der außerordentlichen Konferenz des *American Emergency Committee for Zionist Affairs* trafen. Die in der Konferenz formulierten Vorschläge – später als *Biltmore Programm* bezeichnet – sprachen von Palästina als einem *jüdischen Commonwealth*. Die Forderungen liefen „geradewegs auf die Etablierung eines vollgültigen jüdischen Staatsgebildes hinaus. Die Entscheidung über Einwanderung und Bodenkauf etwa solle nicht länger der britischen Mandatsverwaltung, sondern der *Jewish Agency* obliegen."

Eine jüdische Armee für den Einsatz des alliierten Kriegsgeschehens sei aufzustellen. Von einer Teilung des Landes oder die Gründung eines binationalen Staates war nicht mehr die Rede. Offensichtlich wurde auf dieser Versammlung der Beginn des Endes der vom langjährigen Präsidenten der zionistischen Weltorganisation, Chaim Weizmann, mit den Verantwortlichen der britischen Regierung betriebenen Verhandlungen, eingeleitet oder gar besiegelt. Deren größter Erfolg war die *Balfour-Erklärung* von 1917 gewesen. David Ben Gurion betrieb eine radikale zionistische Lösung, für die er sich der Unterstützung amerikanischer Organisationen und der US-amerikanischen Regierungen zu sichern suchte.

Dies zeugte, so der Verfasser, von Ben Gurions sicherem Gespür für den Abstieg des britischen Empire. Wie es darum bestellt war, erfahren die Leser in den folgenden Kapiteln. Sie tragen alle eine gar nicht offensichtliche Überschrift, die im Laufe der Lektüre aber absolut einleuchtet, und innerhalb der Kapitel werden die Stichworte der jeweiligen Seite genannt.

Die Studie wendet den Blick vom europäischen Kriegsschauplatz zu Entwicklungen im Britischen Empire. Dieses hatte sich zum Beispiel mit dem arabischen Unruhen 1935 in Palästina auseinanderzusetzen. Sie folgten auf die Entdeckung arabischer Schauerleute von Waffen und Munition anstelle von Zement im Hafen von Jaffa am 16. Oktober 1935. Die damit zusammenhängenden Vorgänge und ihre Wirkung werden in dem zweiten Kapitel mit dem überraschenden Titel „Die Tankstelle" in den Zusammenhang der im ganzen Empire schwelenden Probleme gebracht.

Der Mittlere Osten ist vom Fernen Osten des Empires, also Indien, ebenso zu denken wie von der Sicherung der Wege, die die Rohstoffe, vor allem das Öl, zu nehmen hatten. Die Pipeline aus Irak etwa, die in Haifa endete. Und das hatte erhebliche Wirkung auf alle Entscheidungen britischer Regierungen. Die ganze Komplexität der britischen Herrschaft im Osten und ihre Bedeutung für die Entscheidungen auf dem europäischen Kontinent werden in diesem Buch in gut lesbarer, ja eleganter Form aufbereitet.

Zurecht ist das Buch 2021 für den Preis der Leipziger Buchmesse in der Kategorie Sachbuch nominiert gewesen. In allen großen überregionalen Zeitungen zeigten sich die Rezensenten beeindruckt – nicht zum ersten Mal von einer der Arbeiten des Wissenschaftlers Dan Diner. Claus Leggewie widmete ihm in der taz vom 21. Mai 2021 eine kluge Laudatio aus Anlass seines 70. Geburtstages. Insbesondere der andere Blick auf das Geschehen, nicht nur in diesem Buch, zeichnet Dan Diner aus. Der von ihm in den achtziger Jahren eingeführte Begriff des Holocaust als *Zivilisationsbruch* ist zum Verständnis der Ermordung der europäischen Juden ganz wesentlich geworden.

Zivilisationsbruch beschreibt mehr als die individuelle Erfahrung, dass bis dahin geltende Regeln des Zusammenlebens und die Menschen verbindenden Werte um der Vernichtung willen vollständig außer Kraft gesetzt wurden. Er meint einen Perspektivwechsel.

Nicht nur Claus Leggewie sieht Diners globalhistorische Perspektive als eine Bereicherung unseres Wissens um die Vorgänge der dreißiger und vierziger Jahre. Der Nahe Osten ist für die Briten nur ein Schlachtfeld von vielen, in dem ihre Truppen gebunden sind, so dass für sie klar ist: einen Krieg auf dem europäischen Kontinent konnten sie, etwa zur Lösung der Sudetenkrise im Oktober 1938, unmöglich führen. Italiens faschistischer Krieg auf dem afrikanischen Kontinent, die Unruhen in Indien, dem Fernen Osten, und die arabischen Unruhen im Nahen Osten, auch im Mittleren Osten am Tigris, banden die Kräfte.

Im weiteren Verlauf des Krieges wird es wichtig werden, die NS-deutschen Truppen zu hindern, über den Kaukasus nach Süden vorzudringen. Über diesen Weg wurden die sowjetischen Truppen von den Briten und den Amerikanern mit Öl und Waffen beliefert. Und Rommels Vorstoß bis an die Grenze Ägyptens bei El Alamein brachte nicht nur den Yischuv, die jüdische Gemeinschaft, in Gefahr. Diejenigen, die zu dieser Zeit in Palästina Zuflucht gesucht hatten, erinnerten sich voller Schrecken an die Situation, die erst mit der Abwehr des deutschen Angriffs Mitte November 1942 enden sollte.

Zu diesem Zeitpunkt traf eine Gruppe jüdisch-palästinensischer Bürger, die besuchsweise in Polen gewesen und dort das Vorgehen der deutschen Truppen und Institutionen erlebt hatten, im Austausch mit den Alliierten in die Hände gefallenen Deutschen in Palästina ein. Sie mussten, nicht als Einzige und auch nicht nur in diesem Falle, die Erfahrung machen, dass ihnen die Berichte über die massenhafte Tötung von europäischen Juden in Ghettos und in eigens dafür errichten Lagern nicht recht geglaubt wurde.

Die Namen der Tötungslager Chelmno und Treblinka wurden auch nicht in Erklärungen der *Jewish Agency* erwähnt, ebenso wenig war die Rede von den Ermordeten der Einsatzgruppen in der Sowjetunion. Das Unvermögen, die Vorgänge des absoluten und totalen Vorrangs der Vernichtung der europäischen Juden gegenüber allen anderen deutschen Interessen zu begreifen, spiegelte sich auch später in dem Missverständnis, die Juden hätten sich militärisch gegen die Tötungsvorgänge in Europa wehren können. Nicht nur das Erlebte, auch der Umgang damit selbst in der eigenen Gemeinschaft brachte viele Überlebende zum Schweigen.

Es ist ein Buch, dass Neues eröffnet und lohnt, wiederholt hervorgeholt zu werden, weil es ungemein vielschichtig und spannend ist. Also eine Lektüre nicht nur für Historiker. *Angela Genger*

Dan Diner: Ein anderer Krieg. Das jüdische Palästina und der Zweite Weltkrieg 1935-1942, 352 S., Deutsche Verlags-Anstalt, München 2021, www.dva.de.

Immigranten

Gershon Shaked, der 2006 in Tel Aviv starb, war ein sehr bekannter israelischer Literaturwissenschaftler, der durch einige seiner ins Deutsche übersetzten wissenschaftlichen Bücher und Aufsätze auch in Deutschland eine respektierte Persönlichkeit war und es immer noch ist. Dass jetzt sein bereits 2001 in Israel erschienenes einziges belletristisches Buch, der Roman „Immigranten“, in der Übersetzung von Ruth Achlama erschienen ist, ist eine schöne Geste der österreichischen „Theodor Kramer Gesellschaft“. Deren Vorsitzender Karl Müller hat zu der Ausgabe ein Nachwort geschrieben, der israelische Literaturwissenschaftler Mark H. Gelber ein Vorwort.

Gershon Shaked wurde 1929 als Gerhard Mandel in Wien geboren. Ebenfalls in Wien geboren und in Tel Aviv gestorben ist der israelische Maler Yosl Bergner, aus dessen Oeuvre das Coverbild für die Buchausgabe ausgewählt worden ist. Bergners Bild „The Pioneer and the Zionist Delegates“, von dem ein Ausschnitt abgebildet ist, ist ein erstaunliches Kunstwerk. Hinter einem typischen israelischen Chaluz steht eine Delegation von Herren im Frack mit Zylinder.

Mit den Assoziationen, die dieses Bild auf der Ebene der Gedanken und Gefühle weckt, ist man bereits mitten in der Welt, die Gershon Shakeds Roman beschreibt, die Welt des europäischen Diaspora-Judentums und der israelischen Olim. Jedoch hat Shaked die Figuren seines Romans nicht mit diesem zionistischen Begriff bezeichnet, sondern mit dem neutralen Wort „Mehagrim“.

Shakeds Roman ist in zwei Teile geteilt. In ihnen tritt jeweils einer der beiden Protagonisten des Romans in den Vordergrund. Die Titel der beiden Teile verweisen auf eine für das jüdische Schicksal im 20. Jahrhundert typische Doppelung hin, indem sie auf die Diasporaidentität sowie auf die israelische Identität der beiden Protagonisten anspielen. „Rosen und Rosenbaum“ heißt der erste Teil, „Carmi und Weinstock“ der zweite. Die israelische Identität, die aktuelle, wird also zuerst genannt. Jedoch ist die an zweiter Stelle genannte Diasporaidentität auch nach der Shoa nicht die überwundene oder abgelegte, sondern eine weiterhin virulente Identität.

Von dem Zwiespalt dieser Identitäten handelt dieser einzige Roman Gershon Shakeds. 20 Jahre nach seinem Erscheinen und mehr als 30 Jahre nach dem Beginn seiner Arbeit an diesem Roman, Shaked datiert diesen auf das Jahr 1989, ist das nicht unbedingt eine aktuelle Thematik. Einige Generationen von Israelis sind seither in Israel geboren worden. Das

Thema könnte, aus deren Perspektive betrachtet, eher von historischer Bedeutung sein. Jedoch hat jetzt durch das aktuelle Thema „Antisemitismus“ die Auseinandersetzung mit der Diasporaherkunft der Vorfahren vieler Israelis wieder neue Aspekte gewonnen.

Im Mittelpunkt von Shakeds Roman stehen die Lebensläufe von Avner Rosen und Re’uven Carmi, die Anfang der 40er Jahre in Palästina für einige Jahre Schulkameraden sind. Ihre Erfahrungen als Pubertierende sind die Erfahrungen jedes anderen Jugendlichen, der diese schwierige Lebensphase zu bewältigen hat. Shaked schildert gemeinsame Erlebnisse, Streitigkeiten, Rivalitäten und Liebschaften. Seine Protagonisten sind jedoch ausgesprochen gebildete und kulturell versierte junge Menschen. Als Erzähler begleitet Shaked ihre Erlebnisse zudem in einem recht gemächlichen Stil. Dieser erinnert an die weitschweifige Erzählkunst der Spätphase der 20er Jahre, der „Neuen Sachlichkeit“, oder die Erzählkunst eines Sinclair Lewis bzw. eines Thomas Wolfe in seinem „Schau heimwärts, Engel“. Als z.B. Avner Rosen seinen Antrittsbesuch bei den Eltern seiner Freundin macht, vergisst der Erzähler ein ums andere Mal, diese Begegnung zu beschreiben und erschöpft sich in detaillierten Angaben über das Aussehen dieser Eltern, ihre Lebensgeschichte, die Einrichtung ihrer Wohnung sowie die Qualität einzelner Möbelstücke. „Später erklärten seine Gastgeber ihm angelegentlich, worin sich Kaschan- und Bucharateppiche voneinander sowie von armenischen und weiteren echten Teppichen unterschieden.“ Dieses „angelegentlich“ etwas mitteilen ist ein den Erzählfluss sowie die Brisanz des Themas hemmende Eigentümlichkeit des Erzählers. Neu auftretende Personen werden stets ausführlich in ihrem äußeren Erscheinungsbild beschrieben, zu dem auch die Kleidung gehört. Störend wirkt dabei, dass bei den Frauenfiguren meist an zweiter oder dritter Stelle der Beschreibung der Zustand ihres Busens erwähnt wird.

Als Klammer der beiden Teile des Romans dient Shaked der Tod von Re’uven Carmis Eltern, die 1980 kurz nacheinander sterben. Avner Rosen hat als Spezialist für Darmkrebserkrankungen Re’uvens Mutter operiert. Beruflich läuft bei Shakeds beiden Protagonisten alles bestens. Avner Rosen ist ein erfolgreicher Mediziner, dessen Aufsätze häufig zitiert werden. In diesem Hinweis zeigt sich bei Shaked der professionelle Akademiker, der auch bei der Schilderung fiktiver Personen nicht aus den Wertmaßstäben der akademischen Welt ausbrechen kann. Re’uven Carmi wird ein sehr erfolgreicher Theaterregisseur, dessen Inszenierungen natürlich von Starkritikern in den Tageszeitungen gelobt werden.

Ihr persönliches Leben hat jedoch zahlreiche Brüche. Ihre Ausbildung und ihre Karriere führt sie ins alte Europa zurück, nach Zürich und nach Wien oder nach Amerika. Avners Ehe scheitert, seine Frau wendet sich dem von ihr zuvor verachteten Re’uven zu. Für jüdische Leser der zweiten und dritten Generation nach der Shoa gehörten Erzählungen aus dieser Zeit sowie Begegnungen mit Überlebenden zum Alltag ihres eigenen Lebens. Für sie sind deshalb auch die Shoa-Erlebnisse und -Erinnerungen der Protagonisten ein selbstverständlicher Teil des Romans.

Eine dieser Erzählungen bricht das fiktionale Konzept des Romans auf, an dessen Anfang Shaked die Versicherung abgegeben hat, „jede Verbindung der Ereignisse, Figuren, Orte und Namen mit der Realität“ sei rein zufällig. Er führt seine Protagonisten als Mitdreißiger in der Cafeteria ihrer ehemaligen israelischen Universität zusammen, umgeben von kichernden jungen Studentinnen in Sommerkleidern, und lässt ihnen von einem Lagerkameraden ihrer Väter die Geschichte von Re’uvens Vater im KZ erzählen. Abschließend bemerkt er, dass diese Geschichte „ganz und gar wahr sei, ohne die kleinste Lüge“.

An dieser Stelle des Romans hat man das Gefühl, dass die vermeintlichen Schwächen der Erzählkunst, die gemächliche Art des Erzählens, die betuliche Art, auf kleine Details achtzugeben, nichts anderes sind als die schöne, manchmal etwas langweilige Dekoration, die verhindern soll, dass man vor den wahren Geschehnissen, die hinter dem Erzählten stecken,

allzu sehr erschrickt. Der Erzähler ist zudem sparsam mit solchen Blicken in die Hintergründe des Alltags der Nachkriegsjahrzehnte. Jedoch erspart er seinen Lesern am Ende eines jeden Teils seines Romans nicht die Quintessenz, die er aus der Darstellung zweier Lebenswege, die Ende der 20er Jahre begonnen haben, ziehen muss.

Beide Handlungsstränge enden in der Leere. Avner Rosen gibt die Krankenakte der beiden Weinstocks ins Archiv des Krankenhauses und kleidet „die Sache für sich in ein Klischee". Jede nähere Beschäftigung würde ihn heillos überfordern. Re'uven Carmi nimmt in Österreich an der Beerdigung der Frau teil, die einst – vor dem Anschluss – in seinem elterlichen Haushalt beschäftigt gewesen war. Ihre Nichte überreicht ihm am Ende der Beerdigung ein Fotoalbum der Toten. Nach einem kurzen Blick in dieses Album heißt es abschließend: „In seinem Herzen blieb nur das Gefühl furchtbarer Leere." Dieser furchtbaren Leere standzuhalten, braucht es – auch für den Leser – eine große Kraft. *Daniel Hoffmann*

Gershon Shaked: Immigranten, aus dem Hebräischen von Ruth Achlama, 360 Seiten, Theodor Kramer Gesellschaft, Wien 2020, www.theodor-kramer.at.

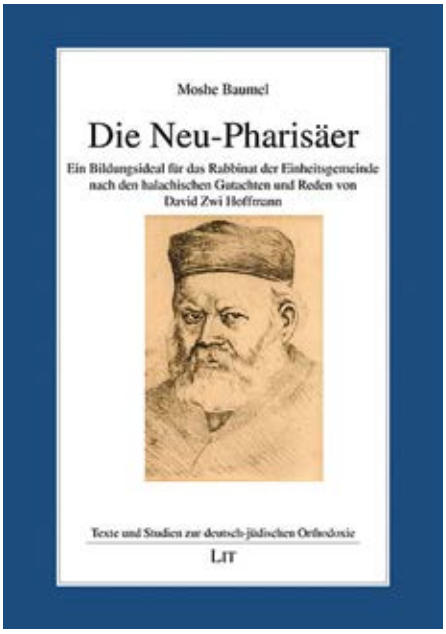
Rabbi Hoffmanns Bildungsideal

Das orthodoxe Rabbiner-Seminar in Berlin hat Rabbiner Dr. Esriel Hildesheimer 1873 gegründet und lange Jahre geleitet. Sein Nachfolger als Rektor dieser berühmten Ausbildungsstätte für Tora-Persönlichkeiten – scharfzüngige Kritiker sprachen von einer „Rabbiner-Fabrik" – war Rabbiner Dr. David Zwi Hoffmann (1843–1921). Hoffmann, der sich durch Veröffentlichungen über die wissenschaftliche Bibelkritik einen Namen gemacht hat, galt als der bedeutendste religionsgesetzliche Gutachter (hebr.: Posek) seiner Zeit in Deutschland. Sein postum erschienenes hebräisches Responsenwerk „Melamed le-Hoil" haben schon mehrere Forscher analysiert.

In seiner hier vorzustellenden Doktorarbeit hat Moshe Baumel, der als Gemeinderabbiner in Basel wirkt, ein weiteres Mal Hoffmanns Responsa untersucht, und zwar unter einer bestimmten Fragestellung. Baumel hat in seiner von Alfred Bodenheimer und George-Yaakov Kohler betreuten Dissertation den Versuch unternommen, ein Bildungsideal für das Rabbinat der Einheitsgemeinde aus Hoffmanns halachischen Gutachten und aus seinen Reden im Rabbiner-Seminar herauszukristallisieren.

Im Gegensatz zu Hoffmanns Responsa blieben seine Ansprachen bis jetzt unveröffentlicht. Baumel berichtet: „Im Herbst 2015 erwarb ich in einem Luxemburger Antiquariat ein größtenteils unveröffentlichtes Manuskript diverser Reden, die D. Z. Hoffmann am Rabbinerseminar gehalten hat." Es ist erfreulich, dass diese bei der Semestereröffnung und bei Entlassungsfeiern gehaltenen Reden nun gedruckt vorliegen. Allerdings ist anzumerken, dass das Korrekturlesen sorgfältiger hätte sein können; so sind mir in den wenigen hebräischen Zeilen auf Seite 505 nicht weniger als vier Fehler aufgefallen.

Wie bereits erwähnt, geht es Baumel in erster Linie um Hoffmanns Bildungsideal. Eine Biographie des Meisters zu schreiben, war keineswegs seine Absicht. Und doch erfährt ein aufmerksamer Leser einiges über Hoffmanns Leben. So z.B. die Tatsache, dass Hoffmanns Anträge



auf Erhalt der deutschen Staatsbürgerschaft mehrfach abgelehnt wurden; das hat den Rektor des Rabbiner-Seminars verbittert und seinen starken Patriotismus erheblich gedämpft. Mitgeteilt wird auch das Schicksal seiner Kinder: Sohn Michael fiel im Krieg 1914 als Feldarzt; Sohn Jakob wurde Psychoanalytiker.

Der Titel des Buches, „Die Neu-Pharisäer", mag manche Leser irritieren; er bedarf einer Erklärung. Gemeint ist die im 19. Jahrhundert entstandene deutsch-jüdische Neo-Orthodoxie. Hoffmann liebte diese Bezeichnung nicht; er wollte auf die Vorbildfunktion der antiken Pharisäer für seine Generation hinweisen. Der Verfasser bemerkt, dass Hoffmann den Pharisäer-Begriff nicht in seinem engeren, historischen Sinn verwendet, sondern alle Träger und Übermittler der Tradition in der jüdischen Geschichte als Pharisäer bezeichnet. Vertreter der liberalen Reformbewegung bezeichnete Hoffmann dementsprechend als „Neu-Sadduzäer".

Die vorliegende wissenschaftliche Arbeit weist eine klare Gliederung auf. Baumel unternimmt es zu beweisen, dass sich in Hoffmanns Geisteswelt fünf pädagogische Grundnormen erkennen lassen, die sein Bildungsideal inhaltlich definieren: „1. Grundnorm: Universalgelehrsamkeit, 2. Grundnorm: Verteidigung der Orthodoxie, 3. Grundnorm: Einheitsstiftung, 4. Grundnorm: Staatstreue und Staatskritik, 5. Grundnorm: Interreligiöser Dialog." Zu jedem dieser fünf Themenkreise hat Baumel Texte aus Hoffmanns Responsenwerk ausgewählt und diese dann ins Deutsche übersetzt und kommentiert. Es folgt jeweils eine Diskussion (Kontextualisierung) dieser Rechtsentscheidungen.

Zusätzlich zur Besprechung der fünf Grundnormen hat Baumel auch solche Responsa übersetzt und erörtert, die sich mit Erziehungs- und Familienfragen befassen und in denen die genannten Normen ihre Anwendung in der Praxis fanden. Insgesamt hat der Autor 16 Texte von Hoffmann ins Deutsche übertragen. Er hat viel halachisches Material transparent gemacht und seine klare Fragestellung nie aus dem Blick verloren. Ohne Zweifel verdient Baumels Doktorarbeit, die wichtige Hinweise für die Ausbildung moderner Rabbiner in der Gegenwart enthält, nicht nur in akademischen Kreisen Beachtung.

Damit auch Baumel aus dieser Rezension etwas Neues erfährt, sei hier eine kritische Randbemerkung notiert. Den Schluss von Responsum Orach Chajim 12 hat der Autor wie folgt übersetzt: „In Fällen aber, die halachisch erleichternd zu bewerten sind, soll man mit seiner ganzen Seele gegen die Reformen kämpfen, um die Reformer zu verdrängen, und selbst dann, wenn man nicht erfolgreich sein sollte, darf man trotzdem seine Rabbinerstelle auf keinen Fall den Sündern überlassen" (Seite 98). Ein Vergleich mit dem hebräischen Text (Seite 91) zeigt, dass der Posek anders entschieden hat! Die Übersetzung dieser Stelle ist leider ungenau und irreführend. Es ist ein großer Unterschied, ob ein Rabbiner nicht verpflichtet ist zu kündigen oder ob er dies auf keinen Fall tun darf. *Yizhak Ahren*

Moshe Baumel: Die Neu-Pharisäer. Ein Bildungsideal für das Rabbinat der Einheitsgemeinde nach den halachischen Gutachten und Reden von D. Z. Hoffmann. Texte und Studien zur deutsch-jüdischen Orthodoxie, 530 S., LIT Verlag, Münster 2020, www.lit-verlag.de.

Три новых памятника в Вюрцбурге

Благодаря центральному расположению в Германии, главный вокзал Вюрцбурга всегда был важным узлом железнодорожного сообщения.
Мемориал «DenkOrtes Deportationen 1941–1944», открытый 17 июня 2020 года на привокзальной площади, также стал центральным узловым пунктом особой сети памяти, охватывающей всю Нижнюю Франконию, «политическим местом», наглядно демонстрирующим, к чему может привести ненависть в обществе. Это отметил в своей речи на торжественной церемонии открытия ровно через 77 лет после двух последних больших депортаций Обербургомистр Вюрцбурга Кристиан Шухардт, подчеркнув, что жизненно важно не предавать забвению преступления нацистов.
Композиция, созданная архитектором Маттиасом Брауном, — это длинный ряд различных предметов багажа - чемоданов, рюкзаков, скрученных в рулон одеял, изготовленных из камня, керамики и других материалов. На них нанесен QR-код, обозначающий населенные пункты, где проводились депортации. Рядом — четыре информационные стелы, напоминающие о 2069 депортированных евреях из 109 общин, из которых выжили лишь 63.
Один открытый чемодан не связан с конкретным городом. В нём листок, где на двух языках, иврите и немецком, несколько строф из стихотворения «Маленькая Рут» родившегося в Вюрцбурге в 1924 году израильского поэта Иегуды Амихая, чья семья смогла покинуть Германию в 1930-е гг. Эго произведение он посвятил своей подруге детства Рут Ганновер, погибшей в лагере Собибор.
Ораторы напомнили, что массовые депортации евреев, а также синти и рома стали жестоким, высокоэффективным инструментом, при помощи которого насильственно собранные на вокзалах, плотно набитые в товарные вагоны люди были доставлены в лагеря смерти в Восточной Европе и уничтожены. При этом центральную роль играл железнодорожный транспорт, позволивший нацистам депортировать жертв в больших количествах из родных мест. И вид мемориала говорит нам: владельцы этого багажа, изгнанные из своих квартир и домов, никогда не вернутся.
В то же время выступавшие отметили, что мемориал является наглядным доказательством солидарности современного немецкого государства и общественности с еврейским сообществом, и в Вюрцбурге обращение к темным сторонам собственной истории не только не подавляется, но активно поддерживается, что вызывает уважение.
Были упомянуты три «столпа» мемориального проекта: сам мемориал, охарактеризованный, как «настоящий общественный памятник», созданный «еще продолжающимися совместными усилиями», обширная историческая информация на веб-сайте - «DenkOrt 2.0» и молодежная общеобразовательная программа.
Президент Центрального совета евреев в Германии д-р Йозеф Шустер, участвовавший в разработке проекта, в своем выступлении поблагодарил архитектора Брауна, г-жу Штольц, председателя ассоциации «DenkOrt Deportationen», город Вюрцбург и его Обербургомистра за плодотворное сотрудничество и отметил, что мемориал уникален в двух отношениях: с одной стороны, он «символически напоминает об исчезновении франконского сельского еврейства», ведь до Шоа плотность еврейских общин в регионе была самой высокой в Германии, с другой стороны, благодаря своей особой форме, расположению именно в том месте, где происходили трагические события, и большому количеству молодых людей, вовлеченных в проект, это единственный памятник такого рода в стране.
В каждом из участвующих населенных пунктов также установлен предмет багажа, «брат-близнец» объекта мемориала. Эти «близнецы» образуют собственный местный «мини-мемориал», в том числе и в Вюрцбурге, где через несколько месяцев после открытия основного памятника были установлены два символических чемодана. «В нашем городе теперь есть три места для размышлений - ценный вклад в разнообразную живую городскую культуру памяти» подчеркнул Шухардт.
В вюрцбургском районе Хайдингсфельд, рядом с местом, где стояла великолепная синагога в стиле барокко, сожженная в ночь имперского погрома с 9 на 10 ноября 1938 года, бетонный чемодан отсылает к 700-летней еврейской истории этой части города, бывшей до 1930 года самостоятельным поселением. Как отметил д-р Шустер, еврейская община Хайдингсфельда в свое время была даже более значительной, чем вюрцбургская, там находился главный раввинат, и евреи некогда составляли примерно пятую часть населения.
Чемодан изготовили ученики профессионального училища имени Й. Грайзинга. На презентации его директор отметил, что такие объекты делают события самой мрачной главы немецкой истории более ощутимыми для нового поколения.
Второй бетонный чемодан, установленный в центре города, с плюшевым мишкой, зубной щеткой и дневником двенадцатилетнего Гельмута Мая, символически напоминает о судьбе 202 детей, женщин и мужчин, отправленных на смерть 27 ноября 1941 г. с первым транспортом евреев из Вюрцбурга. В прозрачной ручке чемодана - кусок колючей проволоки для концлагерей. .
Дизайн был разработан учениками гимназии имени М. Грюневальда под руководством учителя рисования Феликса Рёра. Скульптор Томас Рейтер завершил работу.
Йозеф Шустер так оценил установку этих двух артефактов «Евреи были депортированы из обеих, тогда пространственно разделенных общин, поэтому исторически правильно, чтобы символический багаж напоминал об этом как в Хайдингсфельде, так и в центре Вюрцбурга ».
На церемонии, посвященной установке чемодана на Шпигельштрассе, заместитель председателя еврейской общины Марат Герчиков, зачитал его речь, в которой Шустер указал, что среди населения Вюрцбурга почти не было сопротивления антигуманным действиям нацистского режима.
«Через 75 лет после Холокоста в Вюрцбурге и в Германии снова существует еврейская жизнь, нацистам не удалось уничтожить иудаизм. В то же время тревожит усиливающийся в последние годы антисемитизм. Этот чемодан сам по себе не вызывает никакого шока, но заставляет задуматься и, надеюсь, пробуждает интерес и желание узнать больше.»
Открытие второй очереди мемориала с участием бургомистров 109 муниципалитетов Нижней Франконии, где в 1933 году существовали еврейские общины, запланировано на 24 сентября 2021 года.
Читатель может найти подробный отчет на немецком языке с фотографиями мемориала DenkOrt в выпуске № 142 от 18 сентября 2020 года, стр. 30 и на сайте www.-bayerisch-juedisch.de в разделе Heft-Archiv.

Регина Кон

Die Bildunterschriften finden Sie auf Seite 2, Beiträge zu den Bildern im Heft.